

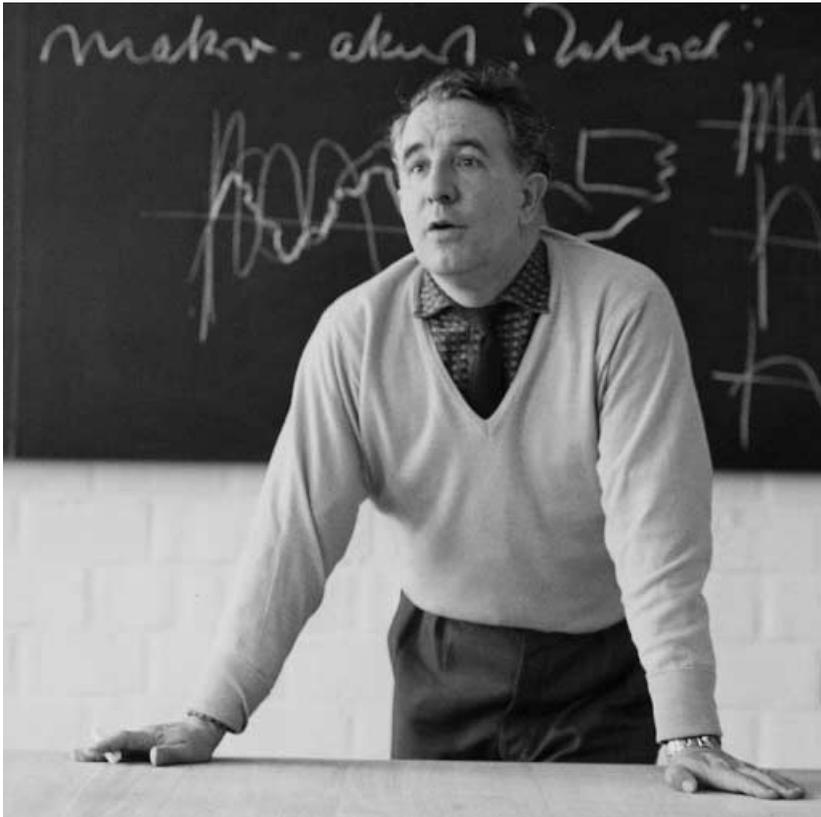
Universität Stuttgart

Zum Gedenken an Max Bense

Reden und Texte an seinem
90. Geburtstag

Reden und Aufsätze 64

ISSN 0940-0710
ISBN 3-926269-32-4



Max Bense 1958

Zum Gedenken an Max Bense

Reden und Texte an seinem
90. Geburtstag

Reden und Aufsätze
herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart
von Ulrich Sieber

© Universitätsbibliothek Stuttgart 2000
Postfach 10 49 41, D-70043 Stuttgart
Telefon (07 11) 1 21-22 22; Telefax 1 21-35 02
Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart
ISSN 0940-0710
ISBN 3-926269-32-4

Inhalt

<i>Rui Gunzenhäuser</i> Begrüßung	7
<i>Günter Pritschow</i> Grußworte	10
<i>Max Bense</i> jetzt (vorgetragen von Gabriele Lange)	15
<i>Horst Thomé</i> Max Bense und die Literaten der fünfziger Jahre	16
<i>Max Bense</i> Rosenschuttplatz (vorgetragen von Gruppe Ex voco: Hanna Aurbacher, Ewald Liska, Theophil Maier)	24
<i>Christoph Hubig</i> Max Bense: Mathematischer Existentialismus	26
<i>Max Bense</i> Grignan V (vorgetragen von Gabriele Lange)	37
<i>Max Bense</i> Das Ich, das Auto und die Technik (Auszug) (vorgetragen von Peter Gorges)	39
<i>Günther Ropohl</i> Der Fall Bense	40
<i>Max Bense</i> Umgang mit Philosophen (Auszug) (vorgetragen von Peter Gorges)	50
<i>Elisabeth Walther-Bense</i> Schlußworte	52
<i>Max Bense</i> Mondlied für den Homo sapiens (vorgetragen von Gabriele Lange und Peter Gorges)	54
Texte der ausgestellten Poster zu Max Bense	55
Verzeichnis der Redner und Text-Autoren	104

Rul Gunzenhäuser

Begrüßung

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Festversammlung,

heute ist wieder Montag, 17. 15 Uhr. Dies ist für viele von Ihnen und für mich ein Synonym für Philosophie und Wissenschaftstheorie, für Vorlesungen, die Max Bense fast 25 Jahre lang an unserer Universität – jeweils montags, 17. 15 Uhr – abgehalten hat.

Der Andrang war meist überwältigend. Studierende aller Fachrichtungen – und aus der Kunstakademie – drängten sich in der Keplerstraße 7 im 1. Stock. Man war froh, einen Sitzplatz zu bekommen und wagte kaum, mit seinem Nachbarn zu sprechen; denn häufig verließ Max Bense die historischen Wege der Philosophie, um mit didaktischem Elan für uns neue Tatsachen und unerwartete Konsequenzen zu entwickeln.

Max Bense ist nun fast 10 Jahre tot. Könnte er heute zu uns hereinschauen, so würde er sich an diesem seinem Montag sicherlich mit uns freuen:

- Über diese festliche Zusammenkunft aus Anlaß seines 90. Geburtstags. Ich begrüße Sie alle, aus nah und fern, insbesondere Max Benses ehemalige Schülerinnen und Schüler.
- Über das heutige Programm, das seine ehemalige Mitarbeiterin, Kollegin und Lebensgefährtin Prof. Dr. Elisabeth Walther-Bense, auf mühevolle, aber sehr gelungene Weise zusammengestellt hat. Herzlichen Dank, Elisabeth! Wir alle danken den Mitwirkenden für ihr ehrenamtliches Wirken.
- Über unseren Rektor und Hausherrn, Magnifizenz Prof. Günter Pritschow, der sich mit einem Grußwort beteiligt und den ich auch in Ihrem Namen herzlich begrüße.
- Über unsere Fakultät 11: Philosophie, unter deren Dach und Verantwortung diese Veranstaltung durchgeführt werden kann – insbesondere über ihren Dekan, Herrn Prof. Dr. Horst Thomé, der selbst mit einem Vortrag über „Max Bense und die Literatur der fünfziger Jahre“ zur Veranstaltung beiträgt.

- Über die Tatsache, daß es nach vielen Jahren wieder einen Professor für Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie in Stuttgart gibt, Herrn Prof. Dr. phil. Christoph Hubig, der zum Thema „Max Bense: Mathematischer Existentialismus“ vortragen wird. Dank sei hier auch an die Fakultät, den Senat, das Fachministerium und nicht zuletzt an die Vereinigung der Freunde der Universität Stuttgart für ihr Zusammenwirken, diese Stiftungsprofessur einzurichten und mit Herrn Kollegen Hubig zu besetzen.
- Über einen Vortrag von Herrn Prof. Dr. Günter Ropohl von der Universität Frankfurt/Main, der in den sechziger Jahren Benses Schüler war. Herr Ropohl geht das nicht einfache Thema an: „Der Fall Bense – ein Rückblick in die sechziger Jahre“ und wird bei etlichen von Ihnen Erinnerungen an recht stürmische Zeiten wecken.

Max Bense hätte sicherlich eine große Freude an den zahlreichen Künstlerinnen und Künstlern gehabt, die heute aus seinem poetischen Werke und seinen Kompositionen vortragen: Die Ex voco Gruppe: Hanna Aurbacher, Ewald Liska und Theophil Maier, die Sprecher Gabriele Lange und Peter Gorges und die Sänger Silke Storz und Julius Pfeiffer.

Was ist Philosophie?

Elisabet List beantwortet diese Frage auf ihre Weise:

„Ein Wissenschaftler sei jemand, der versucht, in einem dunklen Zimmer eine schwarze Katze zu fangen. Ein Philosoph hingegen sei, wer damit beschäftigt ist, in einem ebensolchen Zimmer nach einer schwarzen Katze zu suchen, die gar nicht drinnen ist. Und der Theologe schließlich sei der, der in einem dunklen Zimmer nach einer nicht vorhandenen Katze sucht und verkündet: Ich habe sie erwischt!“ (Elisabet List, „Schwarze Katze oder altes Weib?“, der blaue reiter, 2/1995)

Max Bense hat uns eindringlich vermittelt, wie schwierig es sei, eine solche Schwarze Katze – viele erkennen darin den Begriff Wahrheit – zu finden und sie philosophisch umzusetzen. Es bereitete ihm ein präzises Vergnügen und uns Studierenden harte Arbeit, Suchverfahren zu skizzieren und zu entwickeln, die in so unterschiedlichen wissenschaftlichen Feldern angesiedelt sind wie

- Erkenntnistheorie
- Logik und Wissenschaftstheorie

- Mathematische Statistik
- Ontologie
- Zeichentheorie und Ästhetik und
- in vielen künstlerischen Gebieten.

Die Welt seiner Forschungen war in vier Dimensionen aufgespannt:

- (1) Philosophie
- (2) Philosophie der Mathematik, Physik und der Technik
- (3) Ästhetik und Texttheorie
- (4) Poetische Texte,

wie dies auch in den vier Sammelbänden seiner „Ausgewählten Schriften“ dargestellt ist. In diesem weiten Raum durfte sich jeder von uns eine eigene Schwarze Katze ausdenken und sie seinem individuellen Willen und seiner Vorstellung anpassen.

Mit diesem rationalen Vorgehen hat Max Bense in uns ein lebendiges Bewußtsein für wissenschaftliche Methodik geweckt. Er hat uns damit auch gezeigt, wie man – in unseren eigenen dunklen Zimmern der Fachwissenschaft – von einer abstrahierten Katze, der Platonischen „Katze an sich“ zu konkreten Methoden der Analyse, der Modellierung und der Konstruktion von ästhetischen, technischen, künstlerischen, schriftstellerischen und mathematischen Objekten und wahren Aussagen darüber gelangen kann.

Auf einem klaren Fundament der Wissenschaftstheorie hat uns Max Bense so „Muster möglicher Welten“ und individuelle Vorgehensweisen aufgezeigt. Dafür bleiben wir ihm in herzlicher Dankbarkeit verbunden.

Günter Pritschow

Grußworte

Liebe Frau Kollegin Walther-Bense,
sehr geehrter Herr Dekan Thomé,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr verehrte Gäste,

ich begrüße Sie herzlich zu einer Veranstaltung, die wir zu Ehren des 90. Geburtstags von Max Bense begehen, einem der größten Lehrer dieser Universität, der Geisteswissenschaftler und Techniker gleichermaßen faszinierte. Mit der heutigen Veranstaltung gedenken wir eines Mannes, der sich nicht in wenigen Worten umreißen läßt. Er war von Haus aus Philosoph und Mathematiker, Ästhetiker und gleichzeitig Wissenschaftstheoretiker, unangepaßt im Denken, einer, der die Devise pflegte, „in der Welt die Welt gegen sich gewähren zu lassen“; hochgeschätzter Rhetoriker, faszinierender Hochschullehrer und Wissenschaftler, der es verstand, ein riesiges Publikum aus allen Fachbereichen, z. B. der Architektur, der Mathematik, der Geistes- und Wirtschaftswissenschaften wie auch der Informatik – einen Schüler Benses haben wir soeben gehört, es ist der Kollege Gunzenhäuser – und viele interessierte Vertreter der Ingenieurwissenschaften in stets überfüllten Hörsälen mit seinen Theorien zu fesseln. Eine Vielzahl ehemaliger Hörer sind unter uns. Ich sehe überall glänzende Augen, wenn Sie auf diese Vorlesungen zu sprechen kommen. Eine facettenreiche Persönlichkeit, die zu beschreiben und zu ergründen während dieser Veranstaltung wahrscheinlich nur ansatzweise gelingt.

Wer war Max Bense?

Am 7. Februar 1910 in Straßburg geboren, kam er nach Mathematik-, Physik-, Philosophie- und Geologiestudium 1950 auf Umwegen an die damalige TH Stuttgart, wo er als Professor für Wissenschaftstheorie seine numerisch begründete Ästhetik schuf. Ich will an dieser Stelle meinen Kollegen nicht vorgeifen, die über das Werk und Gedankengut Benses berichten werden, sondern an dieser Stelle nur einige Stationen seines außergewöhnlichen Lebensweges streifen.

Max Bense promovierte 1937 (27jährig!) zum Dr.phil.nat. an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn mit der Dissertation „Quantenmechanik und Daseinsrelativität“, die 1938 in Köln erschien. 1988, fünfzig Jahre später, erneuerte die Universität Bonn Bense, der damals bereits Emeritus war, das Doktordiplom (Goldenes Doktordiplom) auf Grund seiner Verdienste auf den Gebieten der informationstheoretischen und semiotischen¹ Ästhetik.

Nach der Promotion (Bense konnte sich nicht gleich habilitieren, weil er das dazu vorgeschriebene halbe Jahr auf einer „Ordensburg“ nicht leisten wollte,² arbeitete er zunächst als Physiker bei den I.G. Farben in Leverkusen, wollte jedoch schon 1939 Deutschland mit dem Ziel Amerika verlassen. Der Ausbruch des 2. Weltkrieges zerschlug seine Pläne. Er wurde Soldat und ließ sich nebenbei in Berlin zum Meteorologen ausbilden. Von 1942 bis Kriegsende war er als Physiker und Mathematiker am elektromedizinischen Institut Dr. Hollmann in Berlin und Georgenthal beschäftigt.

Nach Kriegsende rückte sein Traum vom Hochschullehrer in greifbare Nähe. Er wurde zunächst zum Bürgermeister von Georgenthal und ab dem Wintersemester 1945 zum Kurator der Universität Jena berufen – das entspricht dem heutigen Amt des Kanzlers – mit dem Recht, Vorlesungen zu halten. Endlich konnte er an einer Universität tätig sein. Er hat sich nie einen anderen Beruf als den des Professors vorstellen können, denn er war leidenschaftlicher Aufklärer und Pädagoge.

1946 konnte er sich an der Universität Jena habilitieren. Dort erkannte er jedoch beizeiten, daß das politische Klima immer wissenschaftsfeindlicher werden würde, da sich die kommunistische Diktatur in Sachen Wissenschaftsfreiheit nicht von der nationalsozialistischen unterschied, d. h. daß in der Ostzone für freie Wissenschaft kein Platz bleiben würde.

Am letzten Tag des Sommersemesters 1948 verließ Bense die Sowjetische Besatzungszone, nachdem er in einer Extra-Vorlesung für Hörer aller Fakultäten gegen die Thesen des sowjetischen Philosophen Alexandrow Stellung bezogen hatte. Er ging, ohne eine Stellung in Westdeutschland in Aussicht zu haben und ohne seinen Besitz mitnehmen zu können. Er wurde auf das vielfältigste von den politischen Machthabern in der Ostzone angegriffen, und er wurde schließlich zum „Fall Bense“. Es war der erste „Fall Bense“,

¹ Semiotik: Zeichentheorie: Theorie und Lehre von sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen und Zeichenprozessen, in deren Zentrum die Erforschung natürlicher Sprache als umfassendstem Zeichensystem steht.

² Aus: Elisabeth Walther-Bense: Max Bense und die Universität Stuttgart (Entwurf).

der aber nicht der einzige blieb. Wir werden im Verlauf dieser Veranstaltung noch davon hören.

Nach seiner Flucht lebte er zunächst in Boppard und wirkte ab August 1948 als Vizepräsident des von den Franzosen gegründeten Rheinischen Kulturinstituts in Koblenz. Er hielt Vorträge im Rheinland, schrieb für die Mainzer Allgemeine Zeitung und arbeitete u. a. an den neu eröffneten Rundfunkanstalten Köln und Baden-Baden mit, suchte aber vor allem wieder eine Stelle an einer Universität. Seine Suche führte ihn zunächst zu Professor Martini in Stuttgart, der ihn, selbst auf der Suche nach einer Persönlichkeit für das Fach der naturwissenschaftlich fundierten Philosophie, an die TH Stuttgart einlud, um einen Vortrag aus dem Grenzgebiet der Philosophie und Naturwissenschaften bzw. der Technik zu halten. Ein solcher Vortrag, so stellte Martini in Aussicht, würde ihn bei den Mitgliedern des Senats bekannt machen. – Und Sie wissen, meine Damen und Herren, ohne das Votum des Senats, unseres höchsten Entscheidungsträgers, läuft an der Universität gar nichts!

Dem Wunsch Martinis kam Bense natürlich gerne nach. Die Professur wurde ausgeschrieben, drei Persönlichkeiten bewarben sich: Carl Friedrich von Weizsäcker, Pascual Jordan und Max Bense. Der Senat mußte nun einen von ihnen auswählen. Die Bedingungen für den künftigen Stelleninhaber waren: Er durfte kein Nazi gewesen sein, er mußte evangelisch und überdies Schwabe sein! Die ersten beiden Bedingungen trafen auf Bense zu, aber er war ja ganz offensichtlich kein Schwabe! Doch der Physiker Ulrich Dehlinger gab zu bedenken, daß Straßburg doch einmal zum Herzogtum Schwaben gehört habe, daß also jemand, der in Straßburg geboren sei, eben Schwabe sei. Der Senat berief ihn, das Ministerium stimmte zu, und ab dem Sommersemester 1949 lehrte Max Bense zunächst als Gastprofessor für Philosophie und Wissenschaftstheorie in der „Abteilung für Naturwissenschaften und Bildungsfächer“, bevor er zum Wintersemester 1950/51 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Die Ernennung zum ordentlichen Professor erfolgte erst 16 Jahre später, am 18. Mai 1966. Im März 1978 wurde Max Bense nach 32jähriger außerordentlich erfolgreicher Lehrtätigkeit emeritiert. Doch wie für so viele Emeriti bedeutete das keineswegs das Ende des Wirkens von Max Bense. Weitere 12 Jahre trieb ihn seine Energie, bis wenige Wochen vor seinem Tod im April 1990.

All diese Daten spiegeln nur das Gerüst dieser bewegten und erfüllten Lebensjahre von Max Bense wider. Sie sagen nichts über dessen inhaltliche Tätigkeit oder viele Aktivitäten aus, die er außerhalb von Stuttgart verfolgt hat. Ich möchte einige dieser Reflexionen meinen Kollegen überlassen, die das inhaltliche Werk Benses viel kompetenter würdigen können als ich.

Einer von ihnen, Herr Prof. Hubig, ist fachlich gesehen – wir hörten es eben schon von Herrn Kollegen Gunzenhäuser – Max Benses Nachfolger auf dem Gebiet der Wissenschaftstheorie. Die Einrichtung der Stiftungsprofessur „Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie“ wurde 1996 mit großzügiger Unterstützung der Fa. Bosch möglich.

Zusammen mit Fritz Martini setzte sich Bense für das Promotionsrecht in Philosophie ein, das die TH Stuttgart schließlich 1956 erhielt. Die Erlangung dieses Promotionsrechts war übrigens eine der Voraussetzungen dafür, daß sich die TH Stuttgart ab 1967 Universität nennen durfte. Denn bis dahin hatte es die Promotionsrechte nur für den Dr. rer. nat. und den Dr.-Ing. gegeben.

Ebenfalls zusammen mit Fritz Martini gründete er das Studium Generale, dessen Leitung er in den frühen fünfziger Jahren innehatte. Das Studium Generale sollte die Verbindung von Naturwissenschaft, Mathematik, Technik, Architektur und Geisteswissenschaften fördern und helfen, den Studierenden den Horizont über die engen Grenzen des eigenen Faches hinaus zu erweitern und sie mit alternativen Denkstrukturen vertraut zu machen. Nach den Materialschlachten zweier Kriege sollten insbesondere den Technikern geisteswissenschaftliche Wertvorstellungen nahegebracht werden, um ihnen die Verantwortung ihres Wirkens vor der Gesellschaft bewußt werden zu lassen. Es war eine Bewegung, die nicht nur in Stuttgart Fuß faßte. Als Zeitzeuge erlebte ich die Verhältnisse in Berlin, wo alle Ingenieurstudenten in den fünfziger und sechziger Jahren ein humanistisches Studium mit vier Prüfungen in vier unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Fächern ablegen mußten, und wenn damit auch nicht bei jedem die Anregung erreicht werden konnte, die beabsichtigt war, hat dieses zusätzliche Pflichtstudium doch bei den meisten ungeheure Wirkung zur Persönlichkeitsentfaltung erzeugt und Impulse gesetzt, sich freiwillig mit der geisteswissenschaftlichen Welt weiter auseinanderzusetzen, meine Person mit eingeschlossen.

In den siebziger und achtziger Jahren ist leider dieser Brückenschlag zwischen Technik und Geisteswissenschaften insbesondere durch Maßnahmen zur Verkürzung der Studienzeiten aufgegeben worden. Die Universität Stuttgart hat jedoch in den letzten Jahren die alten Ideen konsequent wieder aufgegriffen, und heute stehen alternative Fächer bei den meisten natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern im Pflichtenkatalog des Prüfungskanons. Darüber hinaus wollen wir natürlich auch, daß die Geisteswissenschaftler über ihren Tellerrand hinaus sehen und sich mit den Denkprozessen der Techniker auseinandersetzen, technische Prozesse verstehen lernen, damit ihre Gedanken durch entsprechendes Wissen bereichert von den Technikern auch ernst genommen werden.

In diesem Sinn wirken die Werke und Einrichtungen Max Benses auch an der Stelle fort, an der er sich den größten Teil seines Lebens engagierte. Einen Einblick in seine Welt und sein Denken werden Ihnen nun die folgenden Vorträge mit Rezitation vermitteln. Auf diese Weise werden wir Max Bense zu seinem 90. Geburtstag sicher am besten gerecht, und wir halten sein Andenken in bester Weise aufrecht. Sein Dank für diese Veranstaltung wird in den nun folgenden geistigen Anregungen bestehen, die Sie sicher mit nach Hause nehmen werden, wofür ich Ihnen jetzt viel Vergnügen wünsche.

Max Bense

Jetzt

(vorgetragen von Gabriele Lange)

Jetzt,
jetzt und erst jetzt,
jetzt und nur jetzt,
jetzt und doch jetzt,
jetzt ist das jetzt erst jetzt
das nur jetzt ist und doch jetzt ist,
nur jetzt und doch jetzt,
jetzt das jetzt ist,
nicht jetzt das jetzt nicht jetzt ist wenn es jetzt ist,
nicht jetzt wie es jetzt nicht ist,
nicht jetzt wie es jetzt nicht jetzt ist,
jetzt das nicht ist ist nicht jetzt,
jetzt nicht,
jetzt noch nicht,
doch jetzt das noch nicht jetzt ist wenn es jetzt ist,
jetzt das jetzt nicht mehr jetzt ist wenn es jetzt ist
und jetzt das jetzt ist, wenn es nicht mehr jetzt ist,
dieses jetzt,
erst dieses jetzt,
nur dieses jetzt ist jetzt.

Aus: Modelle, text 6, edition rot, Stuttgart 1961

Horst Thomé

Max Bense und die Literatur der fünfziger Jahre

Verehrte, liebe Frau Walther-Bense,
Magnifizienz,
meine Damen und Herren,

es versteht sich, daß bei einer Gedenkfeier zu Max Benses neunzigstem Geburtstag auch dem Dekan der Fakultät, der Bense angehört hat, sein Part zukommt. Er spricht nach dem Rektor, der die Universität in ihrer Gesamtheit repräsentiert, und vor den Spezialisten, die kraft ihrer Fachkompetenz über Bense und sein Werk reden können. Die Mittellage hat ihren guten Sinn. Der Dekan ist noch Repräsentant und demgemäß zum festlichen Grußwort berechtigt und verpflichtet, ganz gleich, welches nun sein Fachgebiet sein mag. Andererseits muß er als Dekan einer Philosophischen Fakultät wenigstens ein ganz klein wenig Fachmann sein. Was auch immer er in Forschung und Lehre zu vertreten hat, Max Bense muß bei ihm „vorkommen“: sei es als Philosoph, dem es um die Bestimmung moderner technischer Rationalität geht, sei es als Theoretiker des sprachlichen Zeichens, sei es als Kunstwissenschaftler und Begründer einer ‚objektiven‘ Ästhetik, sei es als Schriftsteller und Anreger von Dichtung und Bildender Kunst, sei es als exemplarisch-historische Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in einer Bundesrepublik, die Geschichte geworden ist.

Es sei gestattet, die Perspektive anzudeuten, aus der ich Bense wahrnehmen konnte. Ich bin im Wintersemester 1993/94 als Professor für Neuere Deutsche Literatur an die Universität Stuttgart gekommen, habe den 1990 Verstorbenen nicht mehr gekannt, gehöre nicht zu denen, die noch dabei gewesen sind, damals, als Stuttgart ein europäisches Zentrum der literarischen und künstlerischen Avantgarde war. Es spricht für die Präsenz, die Bense in seiner Fakultät immer noch hat, daß mir der Dienstantritt in Stuttgart gewissermaßen zur Wasserscheide in der Wahrnehmung dieses Monuments geworden ist. Vor 1993 gehörte mir Bense in den Kanon literaturwissenschaftlichen Standardwissens. Er war ein Kapitel in der Literaturgeschichte jener „langen“ fünfziger Jahre, die von der Konsolidierungsphase der Bundesrepublik bis in die Anfänge der Studentenrevolte rei-

chen – mit der Fundamentalopposition der neuen Generation schien er einiges zu tun zu haben, wenig aber mit deren Marx-Freud-Debatten –, er war ein Repräsentant jener literarischen Intelligenz, die in der Bonner Republik Konrad Adenauers ihre Hoffnungen auf einen Neuanfang nach der Stunde Null und auf die Entstehung eines besseren Deutschland meinte enttäuscht sehen zu müssen. Innerhalb dieser so heterogenen Opposition, zu ihr gehörten so unterschiedliche Köpfe wie Thomas Mann, Heinrich Böll, Alfred Andersch oder Arno Schmidt, fungierte Bense als lustvoll provozierender Atheist und Mitbegründer der Konkreten Poesie, der Laut- und Buchstabengedichte also, die den Blick des Lesers von der Mitteilungsfunktion der Sprache ab- und ihrer Materialität zuwenden. Er war Wortführer einer literarischen Bewegung, die ich für wichtig hielt, in die ich aber keine größeren Teile meiner beschränkten Arbeitskraft investiert hatte, nicht aus Geringschätzung, sondern weil die Kunst lang ist und das Leben kurz. So wären denn andere Mitglieder der Fakultät von der Sache her sehr viel geeigneter, über Bense und die Literatur zu sprechen. Genannt sei nur der experimentelle Autor und Stuttgarter Literaturprofessor Reinhard Döhl, dessen Apfel-Gedicht Anstalten macht, in die Unsterblichkeit einzugehen.

Nach 1993 hat sich mir das literaturgeschichtliche Kapitel „Max Bense“ rasch in eine lebendige Gestalt und in den Helden vieler Anekdoten, mehr noch in den Schutzheiligen der Fakultät verwandelt – oder sagen wir lieber, um nicht noch nachträglich das antiklerikale Zornpotential dieses Mannes zu reizen, in den Mythos der Fakultät. Zusammen mit Friedrich Theodor Vischer und Käte Hamburger wird er immer dann angerufen, wenn es gilt, die lange Tradition und das eigene Profil der Stuttgarter Geisteswissenschaften zu betonen und alle Tendenzen abzuwehren, die die Geltung eben dieser Geisteswissenschaften an einer technisch geprägten Universität herabsetzen könnten. Immerhin hat Bense 1949 die Universität Stuttgart vorgezogen, obwohl ihm durch Vermittlung Carlo Schmidts auch ein philosophisches Lehramt in Tübingen offengestanden hätte. Schien ihm doch Tübingen eine allzu verwinkelte Kleinstadt zu sein, deren traditionsbeladene, geschichtlich ausgerichtete Geisteswissenschaft seiner „Philosophie der technischen Existenz“ eher hinderlich sein mußte, während die vom technisch-naturwissenschaftlichen Denken dominierte Stuttgarter Hochschule die Chance bot, Geisteswissenschaften auf der Basis einer wesentlich technischen Intelligenz neu zu bestimmen.¹

¹ So Harry Walter, „... nur ein Ort meiner Füße“. Max Bense in Stuttgart, Marbach 1994, S. 2 (Spuren 28).

Man könnte fast meinen, Bense habe die Auflagen vorausgeahnt, die die Landesstrukturkommission kürzlich den Stuttgarter Geisteswissenschaften gemacht hat. Sie sollten zusammen mit den Ingenieur- und Naturwissenschaften ein gemeinsames Profil ausbilden. Gewiß ist die Anregung nicht unvernünftig, sofern man sie nur vernünftig auffaßt, und Benses Geburtstag ist kein schlechter Anlaß, einige Überlegungen an solche wissenschaftlichen Selbstverständigungen zu wenden. Hat doch Bense dieses „gemeinsame Profil“ in seiner Person bereits realisiert, wobei er freilich die unterschiedlichsten Disziplinen nicht gerade versöhnte, sondern alle gleichermaßen irritierte – auch das kann schließlich eine Form von Interdisziplinarität sein. Seine Wissenschaftstheorie bestimmt im steten Rückgriff auf die philosophische Tradition die spezifische, an Experiment und Überprüfung orientierte Rationalität, die die okzidentalen Gesellschaften durch den Prozeß der Technisierung erlangt haben. Seine Ästhetik ist bemüht, den ästhetischen Effekt, den das Kunstwerk auslöst, berechenbar und meßbar zu machen und im Quotienten von Ordnung und Komplexität zu fassen. In der Konsequenz dieses Ansatzes liegt es, daß die Kunst wohl nicht als ‚mechanische‘, aber doch als technologisch modellierbare Form des Produzierens entworfen wird. Benses Texte erproben, als experimentelle Texte eben, die Verfahren der Herstellung. Auch weitere Erwartungen, die die Gegenwart an die Geisteswissenschaften im allgemeinen und an die Stuttgarter im besonderen stellt, sind bei Bense bereits erfüllt. Bis zum „anwendungsreifen Produkt“ gelangt er zwar nicht, aber wenigstens bis zu dessen Vorstufen. Eine wirklich ausgearbeitete ‚objektive Ästhetik‘ wäre schließlich eine Himmelsgabe für jeden Designer. Auch für die Resonanz in der Kulturregion Stuttgart war bei ihm gesorgt. Seine Montagsvorlesungen waren Ereignisse. Das Publikum umfaßte, wie Augenzeugen erinnern, den philosophisch interessierten Verwaltungsjuristen ebenso wie den Hapening-Künstler und Bürgerschreck.²

Wie, wird man fragen, soll das Enfant terrible, der Skandalautor der fünfziger und sechziger Jahre, der einzige Philosoph, mit dem sich der baden-württembergische Landtag zweimal beschäftigt hat, hier in einen Vorläufer stromlinienförmiger Wissenschaft umstilisiert werden? Das nun ganz gewiß nicht. Mein Gedankenexperiment, das Bense in die Gegenwart projiziert – zu Benses 90. Geburtstag wird man ja einmal dergleichen Denkversuche anstellen dürfen –, soll nicht nur demonstrieren, daß sich die Verhältnisse geändert haben, sondern auch und gerade, daß Gedanken

² Vgl. ebd. S. 5–6.

ihren Gehalt und ihre Funktion verändern, wenn sie in neue Kontexte versetzt werden. Bense hat sich als Aufklärer verstanden und darin auch seine wesentliche Funktion als Professor gesehen. Es scheint, als sei die Aufklärung oder doch zumindest Benses Form der Aufklärung die radikal oppositionelle Theorie nicht mehr, als die sie Bense gewollt hat und als die sie von seinen Verehrern und von seinen Gegnern genommen wurde. Über diese Vermutung ließe sich lange diskutieren und dabei viel für das Verständnis Benses und der „langen“ fünfziger Jahre sowohl als auch für die Gegenwart gewinnen. Ich kann, darf und muß es bei einem literaturgeschichtlichen Streiflicht belassen.

Benses Innovationen haben ihre Vorgeschichte. Die eine Grundauffassung seiner Ästhetik, das Produzieren von Kunst sei nicht etwa mit einem organischen Wachstum zu vergleichen, sondern stehe in Analogie zum technischen Produzieren, dient bereits den Neuerern des 19. Jahrhunderts zur Abgrenzung von klassizistischen und romantischen Traditionen und ist schon, wie Bense selbst gesehen hat, bei E. A. Poe klar formuliert. Die technische Analogie bringt es mit sich, daß nicht so sehr die Botschaft literarischer Texte oder gar die ausgezeichnete, mit besonderen Weihen der Innerlichkeit und der Seherkraft ausgestattete Subjektivität des Künstlers ins Zentrum rückt, sondern das Material, in dem und mit dem produziert wird, auch wenn Benses Theorie der Texte immer auch mit deren Intentionalität gerechnet hat. Daraus folgt die zweite Annahme, es solle weniger darum gehen, etwas in der Sprache zu veranstalten, also das sprachliche Kunstwerk in der Mitteilung eines höheren oder tieferen oder wo immer auch sonst zu plzierenden Sinns zu begründen, sondern darum, etwas mit der Sprache zu veranstalten. Auch diese Annahme steht in der Tradition der frühen Moderne, der Dadaisten zum Beispiel und ihrer „Entdeckung der Textur“. Schon deren experimentelle Texte erproben etwa den Lautwert der Vokale und Konsonanten oder spielen Formen der Wortverknüpfung wie Wiederholung, Variation oder Kontrast durch und machen demgemäß die Wörter und die Möglichkeiten ihrer Kombination zum Thema ihrer Dichtung. Das grundierende Lebensgefühl schließlich, daß mit der Technisierung eine neue Epoche der Menschheit angebrochen sei, mit beispiellos neuen Erlebnisweisen, wie sie die technischen Apparate vermitteln, und mit weitreichenden Konsequenzen für die Organisation des Denkens, ist schon bei den Futuristen artikuliert.

Gewiß hat dies alles bei Bense eine eigene Note, vor allem der philosophische und wissenschaftstheoretische Aufwand, die semiotische Grundlegung gehören ihm als Besonderheit zu. Gleichwohl scheint es unter der

skizzierten literaturimmanenten Betrachtungsweise seine vorzüglichste Leistung, nach der Unterbrechung der Nazizeit die Verbindung zur ersten Avantgarde wiederhergestellt und damit zugleich den Anschluß Deutschlands an die internationale Literatur geschaffen zu haben. So hat er Nathalie Sarraute und Gertrude Stein in Deutschland eingeführt. Die politisch bedingte Isolation der deutschen Künstler und Intellektuellen hat im Werk Benses freilich auch ihre Spuren hinterlassen. Vieles, das im Ausland diskutiert und erreicht wurde, konnte er nicht kennen, weil es zu seiner Zeit in Deutschland nicht rezipierbar war. So scheinen die Grundlagen seiner Ästhetik ohne Auseinandersetzung mit den Texten der russischen Formalisten gelegt zu sein, denen es ja ebenfalls um die „Kunst als Verfahren“ und um den „ästhetischen Effekt“ ging. Mit dieser seiner vermittelnden Leistung fügt sich Bense in die besten und zukunftssträchtesten Tendenzen seiner Zeit. Was in der bundesdeutschen Literatur der fünfziger und sechziger Jahre emphatisch modern ist, gewinnt die Errungenschaften der früheren Moderne, des Expressionismus, des Romans der zwanziger Jahre zurück oder gewinnt sich die Errungenschaften des Auslandes, die amerikanische Kurzgeschichte zum Beispiel, hinzu.

Eine Weiterführung schon früher verhandelter technischer Aspekte der Textproduktion, die Begründung der Konzentration auf die Materialität der Sprache in einer vermuteten spezifischen Form von moderner wissenschaftlicher Rationalität – das mag akademisch ehrbar, aber gewiß nicht skandalträchtig scheinen. Liegt der Anstoß, den Bense gegeben hat, in einer persönlichen Streitlust, die mit seiner Arbeit als Intellektueller und Wissenschaftler nichts zu tun hat? Ich glaube nicht. Die Sprengkraft seiner Überlegungen zeigt sich aber erst, wenn man den Kontext der Zeit berücksichtigt. Die Nachkriegszeit ist eine Zeit der Restauration, wie sie sich nach großen Kriegen und sozialen Katastrophen nicht selten einstellt. Solche Zeiten haben die begreifliche Neigung, soziale Ordnung dadurch wiederherzustellen, daß sie den vollzogenen Bruch mit der Vergangenheit verleugnen und so den Schock abmildern. Nichts ist mehr wie es war, und das kann man nur ertragen, wenn man tut, als sei nichts gewesen.

Restaurationszeiten reaktivieren deshalb Traditionen, im Falle der Nachkriegszeit ist dies das gute, von den Nazis tatsächlich oder scheinbar nicht beschädigte Kulturerbe und hier wiederum zwei Vorstellungskomplexe. Der eine evoziert Innerlichkeit, Humanität und Weltfrömmigkeit, die angeblich das „eigentliche“, von den wenigen Verbrechern der Nazizeit nur vorübergehend verdunkelte Deutschland ausmachen. Dafür steht die Rede von Goethes „heiliger Größe“, um die der Goethekult des Goethejahres 1949 zen-

triert ist. Einen zweiten Vorstellungskomplex umschreibt das Schlagwort vom „christlichen Abendland“, in das Goethe hineinkonstruiert wurde. Beispielhaft ist der seinerzeit auch und gerade in Deutschland hochgeschätzte T. S. Eliot und seine Rühmung des „Klassikers“ Vergil, dessen lateinische Universalität und prächristliche Erlösungssehnsucht die Grundlagen Europas gelegt haben. Es ist unschwer abzusehen, daß gerade diese Berufung vielfache Funktionen erfüllen kann. Mit der Latinität und Universalität gewinnt die Bundesrepublik Anschluß an die westlichen Gesellschaften und kann über das Katholische, so wie es damals verstanden wurde, die politisch unausweichliche „Westintegration“ unter konservativen Werthaltungen vollziehen, die gleichermaßen die Ablehnung des Nationalsozialismus, des Kommunismus und der „Freizügigkeiten“ demokratischer Gesellschaften erlauben.

Es fällt auf, daß die Nachkriegszeit die Aufgabe der Traditionsvergewisserung in besonderer Weise der Dichtung zugesprochen hat. Begreiflicherweise: Dichtung teilt etwas mit, aber was Goethe oder Vergil mitteilen, läßt sich so genau nicht in den Begriff auflösen. Die Texte können deshalb Menschen mit unterschiedlichen religiösen, philosophischen oder politischen Auffassungen als Sinn angeboten werden, jedenfalls so lange die Divergenzen nicht allzu groß sind. Die Dichtung jener Zeit soll, so die Erwartung, Sinn stiften, Antworten auf die „letzten großen Fragen“, Orientierungswissen geben, zumindest ahnen lassen, Trost spenden. Die „abendländisch“ gedeutete Dichtung kann die gesellschaftspolitische Macht der Kirchen begleiten, rechtfertigen, auch im Sinne einer freieren und konfessionell nicht gebundenen Kultur- und Kunstreligion abmildern. Zur Sinnstiftung gehört aber auch, daß Sinn dann am überzeugendsten kommuniziert werden kann, wenn er nicht nur angelesen und erdacht ist, sondern in einer Krisensituation erfahren wurde. In der Literatur dominiert deshalb das autobiographisch weltanschauliche Bekenntnis. Solche Bekenntnisse müssen nicht konform sein, sie können ihre Funktion auch dann erfüllen, wenn sie sich in Gegensatz zu den Auffassungen der Allgemeinheit stellen. Die frühen Erzählungen Bölls oder Alfred Anderschs „Die Kirschen der Freiheit“ können zeigen, was ich meine. Der Person Max Bense und den mitunter provozierend-apidiktischen Traktaten ist der Gestus des Bekenntnisses gewiß nicht fremd, auch Bense hat seinen Teil an der Zeitgenossenschaft, doch geht dergleichen in seine Theorie der Textorganisation nicht ein.

Benses Insistieren auf der sprachlichen Materialität der Dichtung widerspricht eben diesem Sinnstiftungspostulat. Der so verblüffenden, unterhaltsamen, witzigen Poetisierung der Grammatikalität von Sprache, die

Benses experimentelle Texte auszeichnet, wächst, liest man sie nur im Horizont ihrer Entstehungszeit, gerade über die Verweigerung des Pseudo-tiefsinns ihr Sinn zu – gewiß ein durchaus einseitiger und auch bestreitbarer Sinn, aber das versteht sich bei besserer Literatur ohnehin von selbst. Weiter läßt sich konstatieren, daß die großen „Formalisten“ unter den Dichtern und Ästhetikern häufig Atheisten oder einfach nur religiös desinteressierte Menschen gewesen sind. Gehört doch zu ihren Grundannahmen die radikale Autonomie des Poetischen, also die Auffassung, einzig der Mensch, besonders der Dichter als eigentlicher Mensch, könne sinnvolle Gebilde und Zeichen hervorbringen – da bleibt für die „Gottsuche“ wenig Platz. Bei Bense verbindet sich der „ästhetizistische Atheismus“ mit dem „existentialistischen“: die Menschen haben die Last, ihre Lebenswelt selbst erzeugen zu müssen, und die Chance, dafür eine vernünftige und humane Lösung zu finden. Gerade dieser Atheismus hat, wie die Bense-Verehrung von Alfred Andersch oder Arno Schmidt zeigt, über den engeren Zirkel der „Experimentellen“ hinaus literarische Opposition organisiert. Ich vermute weiter, daß der Atheismus Benses durch seine Verknüpfung mit der Normativität moderner technologischer Rationalität besondere provokative Potenz gewonnen hat. Die Traditionsberufungen, die die fünfziger Jahre geschätzt haben, führen in eine vorindustrielle Welt zurück. So hat denn die antitechnische Kulturkritik den „Zeitgeist“ bestimmt. Die konservativen Werte werden gegen Szientismus, Technisierung, Großstadt und ökonomischen Materialismus ausgespielt. Trotz dieser Kritik, die sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Wort meldet, hat sich der Prozeß der technischen Modernisierung mit all seinen gesellschaftlichen Konsequenzen als unaufhaltsam, unumkehrbar und auch als unabhängig von den geltenden Ideologien und politischen Systemen erwiesen. Gerade in den fünfziger Jahren etabliert sich, verdeckt und verleugnet von den kulturellen Institutionen, eine auf den industriellen Produktivitätszuwachs angewiesene, unerwartet stabile Verteilungsgesellschaft mit unleugbaren demokratischen und humanen Chancen. Benses Forderung, den Fortschritt mit Wille und Bewußtsein zu organisieren, trifft einen, wenn nicht *den* wunden Punkt seiner Zeit. Die Fundamentalopposition ist, so scheint es, im Theorieentwurf angelegt und keine Sache der zufälligen Idiosynkrasien Benses.

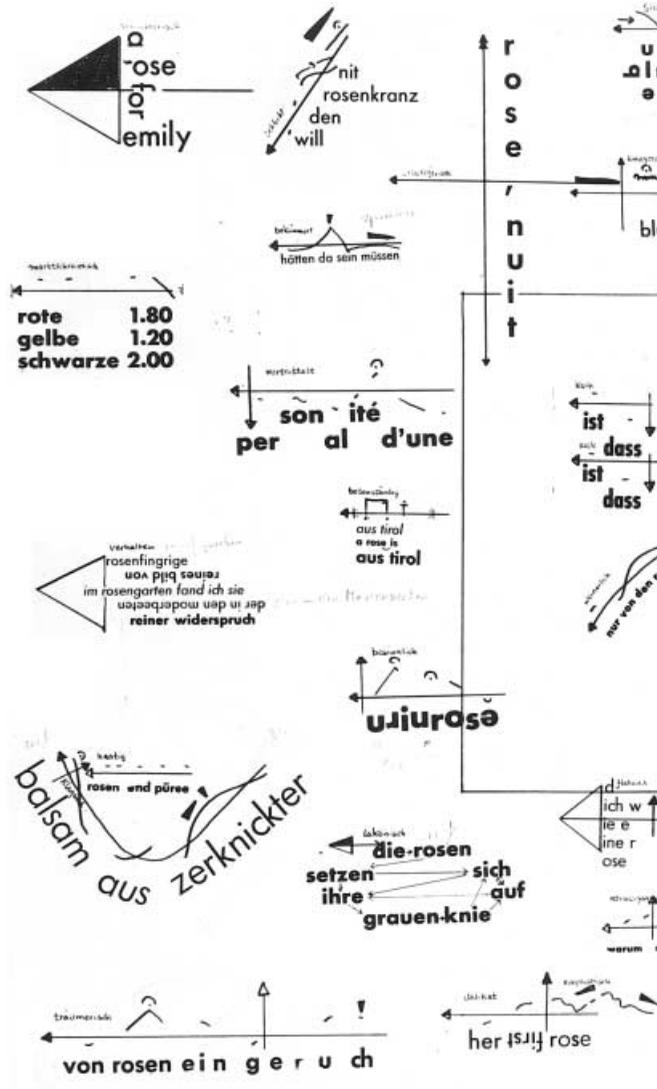
Viele von uns haben die fünfziger Jahre noch erlebt. Gleichwohl sind sie für uns alle bereits Vergangenheit, und zwar eine ziemlich entfernte, in die man sich erst mühsam hineindenken muß. Die Gegenwart hat, wenn man überhaupt so pauschal diagnostizieren darf, Sinnstiftungen aus Traditionen nicht

mehr nötig. Technische und ökonomische Rationalität brauchen nicht mehr hinter Wertdiskursen versteckt zu werden, sondern können ihrerseits das kulturelle Erbe vor ihren Richterstuhl laden, um es auf seinen Nutzen für den „Standort Deutschland“ zu prüfen. Innovation und Effizienz sind die Schlagworte, die die neuen Legitimationsstrategien umschreiben. In dieser Konstellation mag sich Bense tatsächlich als stromlinienförmiger Wissenschaftler mit privaten Eigenheiten reaktivieren lassen. Das traditionsbeladene historische Wissen hingegen, das für Bense die überholten Geisteswissenschaften charakterisiert, die toten Sprachen, und heute ist das nicht nur Vergilisches Latein oder gar Homerisches Griechisch, sondern auch schon das Deutsch Goethes oder Jean Pauls, die geschichtlichen Ereignisse, die nicht mehr in aktuelle politische Konflikte hinein wirken, die ideengeschichtlichen Debatten und Kontroversen, die sich wissenschaftsgeschichtlich erledigt haben, die klassischen Texte, die freiwillig kaum mehr jemand liest, das alles hat seinen Stellenwert verändert. Es täuscht, anders als zu Benses Zeit, keine bereits verlorene geschichtliche Kontinuität mehr herbei und verdunkelt so auch nicht mehr das Verständnis der Gegenwart. Es berichtet aber doch von einer Welt, die einmal Leben und Wirklichkeit gewesen ist, und niemand weiß, ob dieses vergangene Leben abgetan ist oder eine ungenutzte und nutzbare Alternative zum Gegenwärtigen bietet. Kurz all dieses nutzlose, weil ineffektive und unproduktive Wissen mag heute, nun ja, keine Fundamentalopposition begründen, aber doch eine Widerständigkeit erzeugen, die intakte Gesellschaften benötigen, wenn sie ihre Dynamik, ihre Fähigkeit, in Alternativen zu denken, und damit ihre Kreativität nicht verlieren wollen. Vielleicht kann sich, wer dergleichen antiquarische Wissenschaften betreibt, auf Max Bense berufen, gerade weil er ihn nicht unmittelbar fortsetzt.

Max Bense

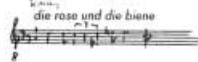
Rosenschuttplatz

Gruppe Ex voto:
Hanna Aurbacher,
Ewald Liska,
Theophil Maier

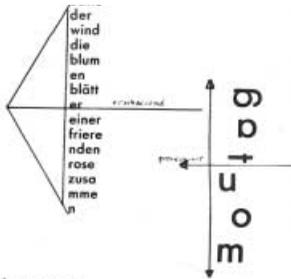


Als Plakat gedruckt von Hansjörg Mayer,
Notationen von Clytus Gottwald

die rose und die biene
b
ie
e

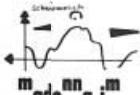


sie ht mi t rosen si ch umge ben se lbt



utige r
o
s
e
n

die zehn millionen paulistaner rosen
gottweisswoher so schön



prügel mit gepuderter rose
keine rosenblätter
sei kein schwaches rosenband
aus finsternissen eine
wo die rose hier blüht
rosenstückwerk der
mon popo, mon pommier, ma
rosenstock des abbrennenden
signale der rosen
ganz verschieden sein kann
suchen einen kreativen kopf



ven der she



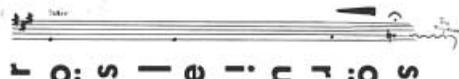
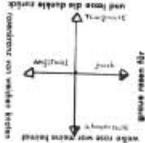
ros
sue
chu
du
lat
z



den aus

wilde rosen springen

die rosen besingen artekrant



rose is rose is
a a a

nenn
sie
noch
immer
ose

die demokratische kartoffel
die das

Christoph Hubig

Max Bense: Mathematischer Existentialismus

Im Schlußwort zu seiner „Einführung in die Informationstheoretische Ästhetik“ schreibt Max Bense:

„Die Bearbeitung der Welt durch den Menschen, der Prozeß der Zivilisation, ist nicht nur ein äußerer, sondern auch ein innerer Vorgang, der unser gesamtes, genießendes und leidendes, Bewußtsein ergriffen hat. Durch seine kreativen und imitativen, seine kommunikativen und separierenden Möglichkeiten vollzieht es den theoretischen und faktischen Aufbau der Zivilisation als einer *künstlichen Realität*, die wir bewohnen.

Dieses theoretische Bewußtsein hat die gegebene Welt, ihr analytisches und synthetisches Verständnis aus einem metaphorischen in einen mathematischen Zustand überführt, und es wird weiterhin ihre problematischen Bereiche in systematische umbilden. Nicht die mathematische Beschreibung der Welt ist das Entscheidende, sondern die aus ihr gewonnene prinzipielle Konstruktivität der Welt, die planmäßige Antizipation einer mehr oder weniger abschließbaren zukünftigen künstlichen Realität, in der der Mensch als ebenso vitales wie intelligibles Wesen möglich ist“ (Einführung in die informationstheoretische Ästhetik, Reinbek 1969, S. 71; im folgenden abgek. „IÄ“).

Daß nicht die „mathematische Beschreibung der Welt“ das „Entscheidende“ sei, scheidet Bense von den Vertretern einer mathesis universalis, eines auf die Spitze getriebenen mathematisierten Rationalismus. Und dies rechtfertigt, Max Bense als einen mathematischen Existentialisten und nicht etwa als einen existentialistischen Mathematiker zu etikettieren. Freilich ist Max Bense auch nicht Existentialist im klassischen Sinne: „Nennen wir ein Dasein, das uns einen Zustand weist, und an diesem Zustand unermüdlich im Sinne der Selbstbehauptung und Selbstauffassung arbeitet, um überhaupt sein zu können, Existenz, so ist der geistige Mensch innerhalb der technischen Welt nur als Existenz möglich.“ Was Max Bense hier, in seinem Essay „Technische Existenz“ (Stuttgart 1949, S. 198; im folgenden abgek. „TE“) behauptet, klingt auf den ersten Blick noch klassisch existentialistisch: Die Existenz, das Aus-sich-Heraustreten, das Entwerfen einer

Welt, geht der Essenz, dem solchermaßen konstituierten „Wesen“ der Dinge, voraus. Allerdings mit einer wesentlichen Einschränkung: Diese Existenz liegt in einer technischen Welt, in der die Technik ihren Schöpfer unermüdlich, wie Bense schreibt, „desavouiert“ (TE, ebd.). Die Welt nämlich ist nicht, wie für die Existentialisten, „bloße Möglichkeit, kein auf-schiebbarer Entwurf, der dichtet auf einem Blatt Papier, sie ist unwiderlegliche Realität und nur Realität“ (ebd. S. 191), nämlich Technik als „Netz von sichtbaren und nicht sichtbaren Funktionen und Relationen, Strukturen und Aggregaten ...“ (ebd. S. 192). Diese „härteste Realität“ mag bisweilen unter den „Masken der Natur oder auch der Kultur“ (ebd.) auftreten. Solche Masken jedoch täuschen uns darüber hinweg, daß wir uns in einem „denaturierenden Prozeß“ befinden, welcher irreversibel ist, und insofern auch nicht den Weg offenläßt – wie ihn die Phänomenologen versuchen – durch „Einklammerung“, also durch Wegstreichung empirischer oder psychischer Effekte das Wesen menschlicher Intentionalität als ursprünglicher, unverstellter Intentionalität wiederzufinden (ebd. S. 193).

Gleichwohl ist Max Bense weit davon entfernt, sich einer kulturpessimistischen Fundamentalkritik an der Technik anzuschließen. Zwar bewohnen wir eine technisch geprägte Welt, die in vielen Zügen als nicht mehr bewohnbar erscheint. Jedoch besteht die Aufgabe darin, diese Welt wieder bewohnbar zu machen. Die Bewohnbarkeit der Welt allerdings nur zu proklamieren, bleibt so lange ein „trostloser Wunsch“, solange man sich nicht auf den harten Weg einer Theorie begibt, welche den Übergang von den intelligiblen Gebilden des Denkens zu den denaturierten Gebilden der technischen Welt pünktlich beschreibt (TE, S. 195). Handwerkszeug dieser Beschreibung sind für Max Bense eine an der Mathematik orientierte Theoriebildung und die Semiotik. Mit ihrer Hilfe läßt sich der Übergang zu den denaturierten Gebilden der technischen Welt „als Prozeß verpflichtender Realisation“ rekonstruieren (ebd.). Das „intellektuelle Mißbehagen“ an der technischen Welt – so Max Benses Kritik – hat sich nämlich nicht darauf eingelassen, eine „Archäologie der technischen Welt“ zu betreiben und vorzulegen, also mit dem kalten und nüchternen Blick des Archäologen „Signaturen der einzelnen Stadien“ (TE, S. 215) der Technikentwicklung und Zivilisationsentwicklung freizulegen, welche zeigen, daß jede Weltsicht, die der Mensch erschaffen hat, „ihren eigenen Tod“ (TE, S. 196) besitzt. Ist der Ort des jeweiligen Todes erst einmal ermittelt, kann eine Aussöhnung mit der Welt dahingehend stattfinden, daß eine neue technische Intelligenz nicht mehr dem „Luxus der alten Ideologien“ (ebd. S. 230) nachtrauert, sondern die Welt in einer neuen Weise bewohnbar (ebd. S. 196) macht, indem

sie ihre *eigenen* Möglichkeiten (ebd. S. 198) in diese Welt projiziert. Dies nun wiederum ist nur möglich durch Perfektionierung der Organisation (Manifest des existentiellen Rationalismus, in: Ausgewählte Schriften, Bd. 1, hrsg. von Elisabeth Walther, Stuttgart/Weimar 1997, S. 3, vgl. TE, S. 199 ff.)

Damit finden wir bei Max Bense ein optimistisches Programm technologischer Aufklärung, welches sich bewußt absetzt vom muffigen Humanismus der Nachkriegszeit, welcher sich anmaßend als „dritter Humanismus“ bezeichnet hat und unter seinem verquastem Wertehimmel in rechtfertigender Absicht diejenigen Konventionen und Traditionen weiterzuführen versuchte, welche durch die Trennung einer alleingelassenen Kultur (als Inbegriff aller Werte) von einer bloß technischen Zivilisation mit ihren sogenannten Sachzwängen genau diejenige technische und ökonomische Barbarei gezeitigt hat, zu deren Verbrämung immer wieder irgendwelche Werte beschworen wurden.

Eine eigentliche „humanistische Existenz“ nach Max Bense ist durch dreierlei gekennzeichnet:

Sie verfügt – erstens – über eine Theorie technischer Welterzeugung, die ihr erlaubt, diejenigen Dinge planvoll hervorzubringen, die die Welt bewohnbar machen. Hierzu gehört die bis auf die Spitze getriebene rationale Durchdringung aller Versuche, dies in der Geschichte zu vollziehen.

Zweitens nimmt sie als Instanz für die Bewohnbarkeit den einzelnen Menschen, welcher einerseits den von ihm durchschauten Prozessen der Verwaltung, Regulierung und Erhaltung notwendig unterliegt, zum anderen aber der Möglichkeit nicht enthoben werden darf, sein individuelles Dasein in diese Welt zu projizieren. In dieser „Paradoxie“, wie sie Bense bezeichnet, liegt die Wurzel für seinen radikalen Liberalismus, welcher so viel Anstoß erregt hat und welcher seinerseits aber mit Bense abzugrenzen ist gegenüber bloßem Nihilismus oder einem sozialutopistischen Radikalismus, für welchen er nur Spott übrig hatte (Über Nihilismus und Radikalität, in: TE, a. a. O., S. 130–190; im folgenden abgek. NR).

Schließlich ist drittens diese Existenz charakterisiert durch jene surreale oder surrationalistische Haltung einschließlich entsprechender Theoriebildung und eines entsprechenden Kunstideals, welche die Diskrepanz zwischen der alten Sprache und den neuen Dingen, die Spannung zwischen den alten Verfaßtheiten und den neuen Projektionen vorträgt, vorführt, aushält und auf diesem Boden den Raum für die Herstellung neuer Bewohnbarkeit schafft. Nur in dieser Provokation äußert sich die Antizipierbarkeit von Welten, von *neuen* Welten (NR, S. 187; TE, S. 194; Surrealität und Sur-rationalität, in: Ausgewählte Schriften, Bd. 2, S. 385–400).

Seine eigene Utopie hat Max Bense in seiner „Informationstheoretischen Ästhetik“ folgendermaßen formuliert: „Nur antizipierte Welten sind programmierbar, nur programmierbare sind konstruierbar und human bewohnbar“ (IÄ, S. 72). Solcherlei erscheint nun seinerseits unüberbietbar utopisch, so daß wir uns in der anstehenden Auseinandersetzung mit den Theoriebausteinen der Benseschen Philosophie schließlich parallel mit drei Kritikstrategien seiner erbitterten Gegner auseinanderzusetzen haben:

Zum einen – wie bereits erwähnt – mit den Verfechtern von Werttraditionen als gleichsam überhistorischen Schiedsrichtern, in deren Lichte bestimmte Erscheinungsformen abendländischer Zivilisation gerechtfertigt werden; zum zweiten mit den Gegnern seiner rationalistisch-archäologischen Methode. Wie im Sinne der späteren Arbeiten von Michel Foucault analysiert diese nämlich Signaturen zivilisatorischer Entwicklung gleichsam als tote Produkte, leidenschaftslos, um auf der Basis einer solchen Physiognomik indirekt einen Freiraum neuen Gestaltens zu eröffnen. Die Kritiker beharren darauf, diese Produkte gleichwohl immer als Träger menschlicher Intentionalität und nicht etwa ihres Scheiterns zu sehen und erstreben einen humanistisch imprägnierten Bildungs- und Lerneffekt aus der Auseinandersetzung mit solchen Spuren, Texten, Kulturzeugnissen, in der Absicht, Traditionen zu affirmieren und die Verpflichtungswirkung ihrer „namenlosen Autorität“ (Hans Georg Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen 1965, S. 261) hier fortzuführen. Und schließlich mit einer dritten Kritikstrategie, welche unter dem Benseschen Rationalitätsideal eine sozusagen imperialistische Geste des rationalen Denkens sieht, gegenüber den „natürlichen“, „archaischen“, „spontanen“, „emotiven“ oder wie sie auch immer bezeichnet werden, kurz: den „ursprünglichen“ nicht überformten Konstituenten unseres Menschseins. Träger dieser Kritiken war eine unheilige Allianz konservativer Politik mit einem Typ von Kulturwissenschaften, welche sich als Zulieferbetrieb zur Verfestigung eines entsprechenden pseudo-humanistischen Menschenbildes begriffen.

Erlauben Sie mir daher nun, bevor ich im Blick auf einige Theoriebausteine der Benseschen Philosophie dessen Denkweg noch etwas plausibler zu machen suche, eine Abschweifung, welche dazu dient, aus einem anderen Blickwinkel die Großarchitektur seiner Philosophie zu verdeutlichen. Thomas Mann hat in seinem Roman „Doktor Faustus“ in der Gestalt des Komponisten Adrian Leverkühn das Dilemma desjenigen vorgeführt, der – hier in der Kunst – eine Welt gestalten will, welche insofern human ist, als sie sich aller dogmatischen Konventionen entledigt hat und einzig als Ausdruck subjektiv-autonomer Gestaltung, also Freiheit, realisiert ist, also das Archai-

sche unserer Antriebe mit dem Revolutionären der Gestaltung verbindet, wie sich Adrian Leverkühn in dem berühmten Spaziergang am Zionsberg ausdrückt. Freiheit jedoch, welche sich aller objektiven Verbindlichkeiten entledige, werde steril, lege sich als „Mehltau“ auf das Talent. Der Ausweg aus dem Dilemma zwischen konventioneller Bindung und willkürlicher Beliebigkeit könne nur darin liegen, so Adrian Leverkühn, daß sich Freiheit als Prinzip „allseitiger Ökonomie“, welche nichts Zufälliges mehr läßt, als „vollendete Organisation“ artikuliert. Die Freisetzung der produktiven Kräfte äußere sich in der Herstellung striktester mathematischer Organisation, die ihre Entwürfe in ein System von Relationen stellt, welches als solches objektiv definiert ist. In der Entwicklung von Mannigfaltigkeit innerhalb eines solchen festen Systems äußere sich Freiheit. Freilich mußte sich Leverkühn im Teufelsgespräch darüber belehren lassen, daß diese Lösung nur eine Scheinlösung ist: Denn wir verfügen nicht mehr über ursprünglich-archaische Wurzeln und Triebe, welche sozusagen als authentische Quelle unseres in Freiheit realisierten Gestaltungswillens gelten können, denn diese sind längst zivilisatorisch überformt bis hin zu ihrer Vermarktung; und ferner wird jedes geschaffene System ein Stück der Welt, welches den Bedingtheiten der Welt – hier: des Kulturbetriebes – unterliegt und in seiner Werkhaftigkeit nicht mehr Produkt und Ausdruck der Freiheit seines Schöpfers ist. Vollständige Systembeherrschung aus Freiheit erweist sich als Utopie, und der Weg, den Thomas Mann seinen Helden unter dem Einfluß des geistigen Mentors, nämlich Theodor W. Adorno, einschlagen läßt, ist derjenige, diese Utopie aufzugeben: die Werke – hier als Allegorie technischer Weltgestaltung überhaupt – bloß noch als Vorführung der Undurchschaubarkeit von Systemzwängen, als Frage und Klage, als Fragment – also als Ausdruck von Negativität – zu verfassen. Dieser Ausweg, welcher im Bereich der Kunst vertretbar sein mag, scheidet für den Wissenschaftler und Techniker aus.

Die dahinter liegende Struktur jedoch ist für uns interessant, weil sie über die Parallelen in den konkreten Formulierungen hinaus die Gesamtproblematik offenlegt. Es ist das seit Heinrich von Kleists Erzählung „Über das Marionettentheater“ so benannte Drei-Stadien-Schema, auf welches Leverkühn explizit Bezug nimmt, und in welchem, wie ich meine, auch Max Bense denkt. In unserer technischen Welt haben wir das ursprüngliche Stadium natürlich bestimmter Vollkommenheit verloren, wie es sich in der Grazie von Marionetten dank der Aufhängung an ihrem Schwerpunkt und somit ihrer Verortung im System des Marionettentheaters symbolisiert. Das zweite Stadium mühevoller Emanzipation aus eigener Kraft, durch Übung,

Training, Wissen und Erfahrung bleibt immer unvollkommen. Um in den Stand jener Vollkommenheit wieder zurückzukommen, müßten wir, wie Kleist bemerkt, „wieder vom Baum der Erkenntnis essen“, d. h. wir müßten über eine Theorie verfügen, welche nicht in begrenzenden Definitionen und limitierten Aktionen immer nur unvollkommen und bruchstückhaft Welt erschließt, konstituiert und uns selbst auf diesem Wege objektiviert. Wir benötigten, weil ja der Weg in eine „mythologische Physiognomik der Natur“ (TE, S. 198), wie es Bense formuliert, nicht mehr möglich ist, „eine Ontologie, in der es einen sehr konkreten Menschen gibt“ (TE, S. 201) und die gleichwohl „diese Welt theoretisch, geistig, intellektuell, rational zu beherrschen“ verhilft (ebd. S. 202). Eine solche Theorie steht natürlich aus; dies entbindet uns aber nicht von der Aufgabe, so Bense, unseren Weg auf eine solche Theorie zu richten. Die Herausforderung, welcher Max Bense sich stellt, ist dieselbe, wie sie von Albert Camus als das Einlassen auf das Absurde bezeichnet wurde: Das Absurde, definiert als Relation zwischen einem Anspruch, der sich a limine als unerfüllbar erweist, und dem beständigen Festhalten des Versuchs, diesen Anspruch zu realisieren – verkörpert in der Gestalt des Sisyphos. Wir haben diesen Anspruch in der Gestalt des Geistes, der auf vollendete Bestimmung und Durchdringung der Realität aus ist, und zwar in der höchsten Gestalt ihrer Präzision, derjenigen der Mathematik. Gleichwohl sind wir in die Endlichkeit unserer Existenz geworfen, welche sich darin artikuliert, daß wir zum beständigen Zweifel an den Erträgen unserer Rationalität genötigt sind. Und dies liegt gerade darin, daß Mathematik und Mathematisierung ein Produkt von Wahl und Entscheidung und insofern irreversibel an unsere Endlichkeit gebunden ist. Mathematik, von ihrem Anspruch her *mathesis universalis*, kann nie universal werden. Daher spricht Max Bense in seiner „Geistesgeschichte der Mathematik“ auch von der Leibnizschen *Ideologie* der Mathematik (Konturen einer Geistesgeschichte der Mathematik, in: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, S. 230f.), welche wir – wohlgerne als Ideologie, nicht als Instrument – hinter uns lassen müssen. Die Dualität von Zweifel und Beweis hingegen, welche Bense bei Descartes begründet sieht – und insofern ist Descartes das Urbild seines Rationalismus –, diese Dualität von Zweifel und Beweis spiegelt den Dualismus von Existenz und Rationalität (Manifest des existentiellen Rationalismus, in: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, S. 14). Beweis erfüllt einen Anspruch, allerdings immer nur in der Domäne des Definitionsbereiches, über den sich der Beweis bewegt. Zweifel meldet sich dort an, wo die menschliche Existenz sich ihrer Endlichkeit vergewissert und jenen im Modus des Beweisens vorgetragenen Universalitätsanspruch verwirft.

Dies ist auch der Ansatz der Benseschen Kritik an einer bestimmten Form von Theologie. Philosophie wird von Max Bense in seinem „Manifest des existentiellen Rationalismus“ als „Methode des Entkommens“ entworfen, einem Entkommen, das in einer fortgesetzten – und nie abgeschlossenen – „Koordination von Zweifel und Beweis“ besteht. Hierbei bezieht sich dieses Entkommen auf diejenige „Destruktion“ und „Ausbeutung“, eine Ausbeutung sowohl im Materiellen wie im Geistigen, in der vermittels Macht Ideologien durchgesetzt werden, die darauf aus sind, den Zweifel zu verhindern, z. B. die Theologien. Diesen Ideologien sei nur zu begegnen durch – wie er es eben nennt – Organisation, und zwar nicht die noch ständisch gegliederte ideologieverhaftete verkrustete Organisation z. B. der Bürokratie, sondern Organisation als Instrument. Sie reguliert und koordiniert Lebensvollzüge, welche diesen Namen noch verdienen, also funktionale Vollzüge individuellen Lebens. Organisation ist somit keine Struktur, sondern ein beständiger Prozeß (ebd.).

Dies stellt Max Bense auch in seiner „Informationstheoretischen Ästhetik“ heraus. Sie wurde immer wieder mißverstanden als Versuch einer Reduktion von Kunstwerken auf ihre formale Struktur. Vielmehr wird jedoch dort vermittels der numerischen Analyse einerseits und der semiotischen andererseits „der konstituierende kreative *Prozeß* ästhetischer Zustände als Selektion und als Semiose“, also als Zeichengebung, erfaßt. Die Selektion ist hierbei (informationstheoretisch modelliert) innovationserzeugend, die Semiose zeichenerzeugend (IÄ, S. 42). Es wird rekonstruiert, wie die Selektion Signale produziert, und sodann gezeigt, wie die „signalmäßige Gegebenheit der materialen Elemente“ in ihre zeichenmäßige Manipulierbarkeit, also ihren Objekt- und Interpretantenbezug, überführt wird (ebd.). Daher führt Max Bense dort explizit einen *semiotischen* Begriff der Information *zusätzlich* zu dem selektiven (oder informationstheoretischen) Begriff der Information ein. Eine rein informationstheoretische Modellierung des ästhetischen Ausdrucks würde genau in das Stadium einer mathematischen Ideologie zurückfallen, welches Max Bense kritisiert. Gleichwohl ist eine solche Modellierung ein wichtiges methodisches Instrument, um überhaupt erst die Materialbasis zu isolieren, welche sodann einer semiotischen Analyse unterzogen werden kann. Deren Begriffsangebote wiederum garantieren die Anschlußfähigkeit an die Topoi der klassischen Inhaltsästhetik oder geisteswissenschaftlich orientierten Poetik: insofern nämlich, als deren Sinnansprüche nur dann als reale erwiesen werden können, wenn ihnen pünktlich das entsprechende Korrelat zuzuordnen ist. Insofern ist die weit ausdifferenzierte Zeichenlehre, wie sie Max Bense im Anschluß an Charles S. Peirce

entworfen hat, kein starres Gerüst einer Klassifikation von Zeichen, als welche sie bisweilen mißverstanden wurde und wird. Eine solche Auffassungsweise wurde vermutlich begünstigt durch den hin und wieder anzutreffenden ausufernden mathematischen Spieltrieb Benses bei der Herstellung von Relationen zwischen Zeichen und Zeichenklassen, welcher suggeriert, daß hier mit klassifizierbaren Elementen umgegangen wird (in NR polemisiert Bense gegen die Sucht des Nihilismus, allenthalben zu klassifizieren mit dem damit verbundenen Realitätsverlust, S. 169 f.). In Wahrheit erschließt sich Max Bense durch solche Spiele den Gegenstandsbereich in seiner Fülle, um dann aber immer wieder zurückzukommen zu dem wesentlichen Punkt, daß hier die unterschiedlichsten *Funktionen* erschlossen werden, welche sich – wie Aristoteles bereits bemerkt hatte – einer strikten Klassifikation versperren. Und dies gerade deshalb, weil Funktionen immer nur *Hinsichten* einer Bezugnahme ausdrücken, welche sich untereinander keineswegs ausschließen müssen (wie es bei Klassifikationen vorausgesetzt wird), sondern die separat oder zugleich auftreten können. So kann ein künstlerisches Textfragment – wie Bense explizit hervorhebt – zunächst als „ganzheitliches“ Ausdrucksmittel, z. B. als metaphorischer Ausdruck betrachtet werden und insofern ein sogenanntes Sin-Zeichen sein. Zielt man auf seine materiale Struktur, z. B. seine Lautstruktur ab, auf seinen speziellen Charakter als Ausdrucksmittel, erscheint es als Quali-Zeichen, und darüber hinaus kann es der Fall sein, daß es seine Funktion als Zeichenmittel des weiteren dadurch erhält, daß es bestimmte Sprachkonventionen allgemeiner Gültigkeit und Verständlichkeit nutzt, also Legi-Zeichen ist (IA, S. 92 f.; allerdings spricht Bense selbst ständig von „Zeichenklassen“ bzw. der semiotischen „Klassifizierung“ von sprachlichen Gegebenheiten; streng genommen müßte er von „Kategorisierung“ sprechen. Metasprachlich ist jener Sprachgebrauch legitim – allerdings können dann sprachliche Gegebenheiten nicht mehr unter Zeichenklassen subsumiert werden. Der abweichende Sprachgebrauch Benses mag darin begründet sein, daß Ch. S. Peirce den Begriff „Kategorie“ wiederum höherstufig als Kennzeichnung für die Zeichenarchitektur einsetzt). Solcherlei kann von Fall zu Fall höchst unterschiedlich realisiert sein, und die Semiotik liefert die Begriffsangebote, um in diese tiefere Struktur einzudringen. Die mathematikgeprägte ästhetische Sichtweise will dabei keineswegs die künstlerische ersetzen und sozusagen eine mechanische Handwerkslehre sein. Genauso falsch wäre es, sie gegen die künstlerische auszuspielen. Bense betont explizit, daß er das Diktum Gustave Flauberts, daß „die Poesie ein Unternehmen gegen die Zivilisation“ darstellt, für falsch hält, ebenso wie Robert Musils Meinung, „der Schrift-

steller habe inmitten unserer Zivilisation den Bereich des Nicht-Ratioiden zu erhalten“ (IÄ, S. 131). Die Rehabilitierung des Möglichkeitssinnes, welche Musil verfißt, sieht Bense gerade dadurch gewährleistet, daß im Modus der Organisation und der Zivilisation der Spielraum immer weiter erschlossen wird, immer neue Ausdrucksräume *dadurch* eröffnet werden, daß immer neue Elemente in den unterschiedlichen Funktionen aufeinander bezogen werden können. Darin gründet sein Plädoyer für den Surrealismus, der für Max Bense eine Ausprägung des Sur-Rationalismus darstellt, also eines Rationalismus, der als Instrument der Existenz des Entwerfens, die gegebenen und in Ideologien erfaßten Realitäten beständig umbildet zum Zwecke ihrer Bewohnbarkeit, also ihrer willentlichen anerkehbaren Gemachtheit. Diese kreative und kommunikative Funktion wird durch die Erschließung aller konstruktiven Möglichkeiten der Semiose befördert, nicht restringiert auf ein wie immer geartetes formales Gerüst.

Existenz ist, wie Bense in seinem frühen Manifest schreibt, eine „individuierte Realität von Funktionen und Prozessen“ (Bd. 1, S. 4), und zwar solchen, die auf Wahl und Entscheidung beruhen, also gestaltet werden. Max Bense als existentialistischer Theoretiker der Organisation, verstanden als Prozeß rationalen Organisierens, ist insofern der Antipode einer Systemtheorie à la Luhmann, welche sich bloß als Stenograph oder Seismograph der Organisiertheit von Systemen begreift.

Die anfangs erwähnte Dualität von Zweifel und rationalem Beweis, von Existenz und Organisation führt allerdings, ganz ähnlich wie in Thomas Manns „Doktor Faustus“ dahin, daß in der Mathematik wie in der Musik sich eine Art von Objektivität manifestiert, in der „der menschliche Bezug auf ein Minimum gesunken ist“ (Raum und Ich, in: Ausgewählte Schriften, Bd. 1, S. 50). Das ist der existentielle Verlust, welcher durch den Willen zur Objektivität, zur vollkommenen Organisation, wie sie Adrian Leverkühn anstrebt, erkaufte ist. Ein Ausdruck dieser verlusthaften Dualität, in der sich Max Bense offensichtlich selbst befangen sieht, ist seine Liebe zum Räumlichen und somit zur bildenden Kunst im Gegensatz zur abstrakten Zeitlichkeit der Musik. Denn, wie er *auch* bemerkt, der ursprüngliche Weltbezug des Menschen ist derjenige zum Raum, welchen er im Modus der Abstraktion verloren hat bis hin zur modernen Physik, der Raum als das Ursprüngliche, welcher allerdings nur in einer metaphorischen Weltansicht und einem metaphorisch-künstlerischen Ausdruck erschließbar ist (ebd. S. 42 ff.). Dieser muß aber – wir erinnern uns an das Eingangszitat – in einen mathematischen umgebildet werden, wenn wir handeln wollen.

Daß der Mensch von der „Räumlichkeit in die Zeitlichkeit, aus dem Sein in das Werden trat“ (Aufstand des Geistes, in: Ausgewählte Schriften, Bd. 1, S. 107), geht einher mit dem irreversiblen Verlust seiner Ursprünglichkeit, der Phase 1 des Kleistschen Marionettentheaters. Im Zuge dieser Verzeitlichung unserer Weltsicht wird alle Realität, wie Max Bense es nennt, „daseinsrelativ“. Diesen Begriff, welchen er von Max Scheler übernahm (Quantenmechanik und Daseinsrealität, Ausgewählte Schriften, Bd. 2, S. 5–101), und welcher sich leitmotivisch durch seine philosophischen und wissenschaftstheoretischen Schriften durchzieht (maßgeblich gerade für sein Konzept der Surrealität, Bd. 1, S. 399), signalisiert sowohl im Blick auf die Entwicklungstendenzen der modernen Physik wie diejenigen der modernen Kunst, für welche Max Bense den Surrealismus und seine Fortführung in der konkreten Poesie paradigmatisch sieht, zweierlei: Sowohl den Fortschritt im Prozeß des Organisierens und der Welterschließung in Form von Funktionen einerseits, zugleich den damit einhergehenden Verlust in Folge der Partikularisierung, der Abstraktheit von Funktionen, welche eben abstrakt sind, weil sie nur bestimmte Bezüge hervorheben, eben spezielle Funktionen sind. Ernst Cassirer hat ähnliches in seiner Analyse des Übergangs von Substanzbegriffen zu Funktionsbegriffen im Zuge der neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklung dargelegt. Die tiefere Folge jener Daseinsrelativität ist aber gerade, daß die theoretische Physik in Regionen vorstößt, denen ein umfassend-praktisches Verständnis nicht mehr nachkommt. Denn die Daseinsrelativität derjenigen Vorgänge, die wir im Bereich der technischen Physik und weiter der Technik überhaupt gestalten können, beschränkt uns auf einen Bereich reiner partieller Empirie, welche „unseren Realisierungen technischer Ideen Einschränkung verleiht“ (TE, S. 228) und somit die umfassend-rationale Beherrschung solcher Prozesse gefährdet. Insofern ist unsere technische Existenz zu einem „limitierenden Ethos“ (ebd.) gezwungen und „die existentiellen Paradoxien der technischen Welt“ zeugen vom „Zurückbleiben der ethischen Gesinnung“ (ebd.), welche sich gerade in dieser Limitierung äußert. Diese Vorstellung von Ethik als Selbstbeschränkung, welche Max Bense von Kierkegaard übernimmt (vgl. auch NR, u. v. a. mehr), als Antwort auf die uneinlösbaren Ansprüche des Kierkegaardschen wie des Benseschen Ästhetikers, diese limitierende Ethik stellt allerdings nicht den Endpunkt dar und führt Bense nicht zu einer Forderung nach Selbstbeschränkung etwa im Sinne von Hans Jonas. Zugleich verwirft Bense jedoch die Kierkegaardsche Lösung, die in der Aufforderung zum Sprung in den Bereich des Religiösen mündet. Vielmehr verharrt er in dem Anspruch, sich dieser Camusschen Absurdität zu stellen:

trotz existentieller Einsicht in die Grenzen und die Triftigkeit eines „limitierenden Ethos“ am Anspruch auf Herstellung der Bewohnbarkeit der Welt festzuhalten, andererseits dieses „limitierende Ethos“ in kritischer Absicht allerdings gegenüber denjenigen Ideologien in Anschlag zu bringen, welche behaupten, den Anspruch universaler Weltdeutung bereits eingelöst zu haben.

Diese ideologiekritische Haltung hat seine Gegner immer gereizt, und sie wird, so hoffe ich, auch in Zukunft ihre provokative Kraft behalten. Daß seine Auffassung von technologischer Aufklärung aber unmißverständlich den Zug des Sisyphoshaften mit sich führt, sollte denjenigen eine Mahnung sein, welche glauben, dieses Programm in einfache Planungsprozesse umsetzen zu können. Daß nur eine antizipierte, gestaltete, im emphatischen Sinne „programmierte“ – also frei gestaltete – Welt eine humane ist, bleibt ein Ideal, das man jedoch nicht aufgrund seiner Nicht-Einlösbarkeit zugunsten alter Ideologien opfern sollte. Aber, wie Camus schon bemerkt, haben wir uns den Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorzustellen und, wie ich glaube, insofern auch jenen mathematischen Existentialisten Max Bense. Jener Zug scheint mir jedenfalls gerade in seiner Poesie ersichtlich zu werden.

Max Bense

Grignan V

(vorgetragen von Gabriele Lange)

Wortlos sich selbst überlassen, nur sich selbst, schattenlos, flach und niedrig bleiben, vorwärts und rückwärts anfangen, verwildern oder verwachsen, auch beides, verwechselt werden, alles anfassen und schließlich zusammenhängen, verwittern und verfallen, zuletzt versteinern, versteinern hält, oder verschwinden, gänzlich, vorübergehend, vielleicht für immer, zuerst verfallen und verfallen lassen, verfallen ins andere, spüren wie man aus sich heraustritt, rechts und links heraus treten, hinübersehen, hinüberreichen, anfangen irgend etwas zu überziehen, nirgendwo etwas frei lassen, unauffällig beginnen sich selbst zu verlassen, noch nicht ganz, nur wenig, später mehr, dann alles und dauernd, nacheinander und unwiderruflich übergehen, nicht mehr bei sich selbst sein, woanders, ergriffen, umfaßt, verlassen ohne zu verlassen, grau und süchtig, wer schweigt erinnert und wer erinnert schreibt, zu spitz verletzt, schweigend oder schreibend tritt man über den Rand



1934

Max Bense

Das Ich, das Auto und die Technik

(vorgetragen von Peter Gorges)

Ein Ich *hat* man nicht, man *ist* es. Aber man *hat* ein Auto und *ist* es nicht, und so *hat* das Auto ein Ich, aber ist kein Ich und *hat* ein Ich ein Auto, *ist* jedoch kein Auto. Dieser Text ist ein Text über den Unterschied zwischen Haben und Sein, und dieser Unterschied zwischen Haben und Sein ist auch der Unterschied zwischen dem Auto, das fährt und dem Ich, das es fährt, aber da das, was fährt, sowohl das Auto wie auch das Ich sein kann, hebt das, was fährt, den Unterschied zwischen Ich und Auto auf, und damit wird der Text über Haben und Sein oder Auto und Ich zu einem Text über das Fahren, in dem das Auto zum Ich und das Ich zum Auto wird.

Ein Auto ist nur insofern eine klassische Maschine, als es Energie erzeugt und Arbeit leistet wie alle klassischen Maschinen. Aber es ist darüber hinaus auch bereits eine transklassische Maschine insofern, als es Informationen verarbeitet und Kommunikationen erzeugt wie alle transklassischen Maschinen. Es gehört also durchaus zur modernen, fortschrittlichen Maschinenklasse der datenverarbeitenden Aggregate. Das Ich, das es hat, liefert ihm die Daten, die es verarbeitet. Die Verarbeitung besteht in der Übersetzung der Daten, die das Ich liefert, in die Bewegungen, die das Auto liefert. Indem es fährt, gewinnt das Auto den Rang eines Ortes, einer Linie, einer Naht gewissermaßen, an der Welt und Bewusstsein beständig zusammenstoßen; man könnte auch sagen: an der Sein und Denken zusammenstoßen. Das ist ein Motiv der hegelschen Metaphysik, und so gewinnt das Auto, genauer sein wesentlicher Zustand, nämlich die Bewegung, den Reiz eines metaphysischen Vehikels. Unversehens ist somit der Text über den Unterschied zwischen dem Ich und dem Auto zu einem technischen Text und der technische Text zu einem metaphysischen geworden.

...

Auszug aus du, 30. Jg., Oktober 1970

Günter Ropohl

Der Fall Bense

Ein Rückblick in die sechziger Jahre

I

Mit den folgenden Betrachtungen möchte ich an eine Spezies erinnern, die inzwischen ausgestorben ist: an die Linksintellektuellen. Diese Spezies war im 7. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in einer Region endemisch, die sie selbst den „CDU-Staat“ nannten.¹ Nicht nur die Spezies ist untergegangen; selbst ihr Name ist in Vergessenheit geraten. Letzte Fossilien, die man gelegentlich antrifft – Günter Grass oder Jürgen Habermas zum Beispiel – werden nun hämisch als „Gutmenschen“ etikettiert – ganz so, als wäre ein guter Mensch eine betrübliche Entgleisung. Es hat sich also unter den Ideologen der neuerlichen Restauration eine Parole durchgesetzt, die schon 1962 der Rechtsintellektuelle Rudolf Krämer-Badoni mit dem Titel einer Streitschrift ausgegeben hatte: „Vorsicht, gute Menschen von links“².

Als ich Anfang der 1960er Jahre von Max Bense zu kritischer Rationalität verführt wurde – denn Bense war ein notorischer Jugendverführer, das hat die CDU damals immer wieder betont –, als dann die 1968er Studenten vier Jahre später Willy Brandts „Mehr Demokratie wagen“ auch als ihren eigenen Erfolg betrachten konnten, da hätte ich nie und nimmer geglaubt, daß diese Nation am Ende des Jahrhunderts in die finstersten Grüfte der Geenaufklärung zurückfallen würde.

Um so dringlicher scheint es mir, das Erbe jener Linksintellektuellen kenntlich zu machen und es anzutreten. Um so dringlicher scheint es mir, alle, die noch denken können, mit der Frage zu beunruhigen: Weißt du, wo die Linken sind, wo sind sie geblieben ...?

II

Die Linken: das waren damals nicht unbedingt Marxisten; und Gefolgsleute jenes orthodoxen Marxismus-Leninismus, der den Osten bis 1989 be-

¹ Schäfer, G. u. C. Nedelmann (Hg.): Der CDU-Staat, München: Szczyzny 1967.

² Krämer-Badoni, R.: Vorsicht, gute Menschen von links, Gütersloh: Signum 1962.

herrschte, waren sie schon gar nicht. So hat beispielsweise Max Bense schon 1948 die Universität Jena verlassen und ist, zunächst ohne sichere Perspektive, nach Westdeutschland gegangen.³ Es gab überhaupt keine Ideologie, unter die man die Linksintellektuellen hätte subsumieren können. Gemeinsam war ihnen nur eines: die Ideologiekritik, die rationale Kritik an jeder Art von inhumaner Regression und dogmatischer Repression. Solche Regressionen und Repressionen aber gab es in den 1960er Jahren zuhauf:

- einen 85jährigen Greis, der nach 12jähriger Amtszeit immer noch Bundeskanzler bleiben wollte;
- die mangelnde Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit, sichtbar in den neuen Karrieren der alten Nazis;
- die Wagenburg-Mentalität der kalten Krieger, die jeden kritischen Gedanken als kommunistische Subversion zu diffamieren suchten („Dann geht doch nach drüben“, lautete die Standard-Replik der Springer-Zeitungen);
- die Angriffe auf die Freiheit der kritischen Presse, bis hin zur rechtswidrigen Verhaftung des SPIEGEL-Herausgebers Rudolf Augstein;
- die Vorbereitung der sogenannten Notstandsgesetze, die vielen so vorkamen wie Ermächtigungsgesetze zur Abschaffung der Demokratie;
- die von Konservativen lancierte Chimäre der „formierten Gesellschaft“, die gegen den demokratisch legitimen und notwendigen Konflikt eine ideologische Zwangsharmonie durchsetzen sollte;
- die Reduktion demokratischer Prinzipien zum inhaltsleeren Ritual und die Restauration autoritärer Strukturen;
- die faktische Inthronisierung des rheinisch-bayrischen Katholizismus zur Staatsreligion, flankiert freilich von wackeren Proporz-Protestanten;
- die Konfessionalisierung der Bildung (z. B. nach Konfessionen getrennte Schulen und Hochschulen);
- die Unterdrückung der Freiheit von Kunst und Literatur durch christliche Staatsanwälte, die allenthalben Pornographie und Gotteslästerung witterten;
- die militante Verteidigung eines inhumanen Sexualstrafrechts;

³ Ausdrücklich stellt Bense die existentielle Rationalität „über den Mythos des Christentums und die Diktatur des Proletariats“. Vgl. Bense, M.: Ein Geräusch in der Straße, Descartes und die Folgen II, mit einem Anhang: Descartes und die Folgen I (1955), Baden-Baden/Krefeld: Agis 1960, 33f.

– eine Familienrechtsprechung in Scheidungsangelegenheiten, die nicht dem bürgerlichen, sondern dem kanonischen Recht folgte.

Kurz: Die freiheitliche Demokratie, die uns die Besatzer einmal lehren wollten – obwohl hunderttausende liberaler Menschen diese Idee durch die verhängnisvollen tausend Jahre hindurch ohnehin bewahrt hatten –, diese Demokratie wurde erneut von der alten Rechten bedroht, einer alten Rechten, die sich mehr oder minder erfolgreich in „christdemokratischer“ Maske larvieren konnte. Die Linksintellektuellen: das waren diejenigen, die gegen all jene undemokratischen Umtriebe aufbegehrten, die für Vernunft und Freiheit stritten, die sich auch nicht beirren ließen, als der Protagonist der „formierten Gesellschaft“, als Ludwig Erhard sie kurzerhand als „Pinscher“ beschimpfte. Der „Pinscher“ aber waren viele: Schriftsteller, Journalisten, Rundfunk- und Fernsehredakteure, Verlagslektoren, junge Wissenschaftler und vereinzelt auch etablierte Professoren, wie Max Bense zum Beispiel. Genau wie Bense waren sie alle Individualisten, abhold jeder Kaderorganisation und schon darum vom östlichen Pseudosozialismus überhaupt nicht zu instrumentalisieren. Der (meines Wissens) einzige Organisationsversuch, die „Humanistische Union“ von Gerhard Szczyzny, fand bei den Linksintellektuellen wohl Anerkennung, aber keinen bedeutenden Zulauf. Der Linksintellektuelle lebte in der Revolte, aber er revoltierte allein.

Der „Ruck“, der die 1970er Jahre umwandelte – und der heute, trotz der Beschwörungen des Altbundespräsidenten, ausbleibt – dieser Ruck war nicht erst von der Studentenbewegung im 68er Jahr ausgelöst worden. Vorbereitet hatten ihn die Linksintellektuellen seit den späten 1950er Jahren.

III

Zu diesen Wegbereitern gehört Max Bense. Als ich im Sommer 1959⁴ seine Vorlesung „Probleme der Ethik“ besuchte, konnte ich das noch nicht wissen. Und ich konnte nicht wissen, daß Bense vortrug, was er ein Jahr später unter dem Titel „Ein Geräusch in der Straße“ veröffentlichen sollte.⁵ Aber ich lernte schon in jenem Jahr, was dann später zu einem Stein des Anstoßes werden sollte: „Gott darf nicht existieren, wenn die ethische Realisation der personalen Existenz möglich sein soll.“⁶ Natürlich folgte Bense

⁴ Im zweiten Semester meines Studiums, das eigentlich dem Maschinenbau gewidmet war.

⁵ Bense a. a. O.

⁶ Eigene Vorlesungsmitschrift, Stuttgart 1959.

mit dieser These Jean Paul Sartre, aber mehr noch als dieser ist Bense ein existentieller *Rationalist* gewesen. Das personale Engagement hat er stets mit der Strenge der Rationalität konfrontiert – und umgekehrt die Unpersönlichkeit der Rationalität mit der Leidenschaft des existentiellen Engagements glaubwürdig gemacht. Dafür stehen besonders die genannten politischen Essays. Hier zeigt er sich als der Prototyp des Linksintellektuellen, der mit aller Entschiedenheit die freie Rationalität des Individuums gegen die Verkrustungen des CDU-Staates (aber auch des SED-Staates!) verteidigt, der gegen Dogmatismus, Klerikalismus, Provinzialismus und Geistlosigkeit der herrschenden Kräfte zu Felde zieht.

So hat Bense die Macht herausgefordert, und die Macht schlug zurück. Seit 1949 außerordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart, sollte er eigentlich zum ordentlichen Professor ernannt werden. Die Hochschule hatte dies 1960 nach einstimmigem Senatsbeschuß dem Kultusminister vorgeschlagen, doch im Dezember jenes Jahres gelangte eine seltsame Antwort an die Öffentlichkeit. Der Hochschulreferent im Kultusministerium, ein Ministerialdirigent Autenrieth, sagte in einem halb-öffentlichen CDU-Gesprächskreis, dessen politischer Status nie ganz geklärt wurde, es gebe an der TH einen Lehrstuhl mit „starkem Gefälle nach Osten“. Das Ministerium habe die Beförderung eines Professors zum Ordinarius abgelehnt, weil dieser „wegen seiner religionsfeindlichen Schriften“ bekannt sei. Als die entsprechende Pressemitteilung für erste Unruhe in der Öffentlichkeit sorgte, versuchte es Autenrieth zunächst mit einem halben Dementi, und die Landesregierung reagierte auf eine kritische Anfrage der Opposition mit hinhaltenden und ausweichenden Antworten.

Doch der Stein war ins Wasser geworfen worden, und Autenrieths Verbündete verstärkten die Wellen. Ein CDU-Kreisvorstand unterstellte dem „Inhaber eines Lehrstuhls an der TH Stuttgart“ – ohne wohlweislich dessen Namen zu nennen –, er sympathisiere mit dem „sowjetischen Gewaltsystem“; das versuchten diese Parteichristen mit einem frei erfundenen und aberwitzigen Zitat zu belegen, das gleichwohl sofort die Runde machte.⁷ Und der damalige Ministerpräsident und spätere Bundeskanzler Georg Kiesinger erklärte, ebenfalls ohne einen bestimmten Namen zu nennen, an einer Universität dieses Landes werde in „zersetzender, nihilistischer und

⁷ „Ich bin noch nie Demokrat gewesen, und wenn schon, dann nur ostzonaler Prägung“, soll jener unbekannte Professor wörtlich gesagt haben. Zit. nach: Leonberger Kreiszeitung vom 14. 12. 1960.

atheistischer Form über den Staat gesprochen.“⁸ Er stellte die Frage, ob eine Demokratie solche Desperados aushalten, ob sie es hinnehmen könne, „wenn derartige Existenzen gegen die Grundlage der Demokratie lehrten und arbeiteten“.⁹

Neben einzelnen kritischen Journalisten war es vor allem die Studentenschaft der Technischen Hochschule, die unverzüglich diese Parteiaktion als verfassungsfeindlichen Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft anprangerte. Aber man konnte nicht substantiell dagegen argumentieren, weil man den Angreifern nicht den Gefallen tun wollte, den Namen zu nennen, den jene beharrlich verschwiegen; wenn Ihr euch den Schuh anzieht, muß er ja passen, hätten die Parteichristen frohlocken können. Und wie hätte man dann den demagogischen Trick entlarven können, einen unbequemen Intellektuellen mit der infamen Kommunismus-Lüge zu verleumden? Jedenfalls lud die damals noch verfasste Studentenschaft im Januar 1961 zu einer Vollversammlung ein, zu der sich dann auch jener Ministerialdirigent herabließ, um sich als christdemokratischen Saubermann darzustellen. Es ist dies eine denkwürdige Versammlung gewesen, denn selten in der deutschen Universitätsgeschichte haben Rektorat, Professoren und Studierende so einmütig und geschlossen die Freiheit der Wissenschaft gegen politische Willkür verteidigt.

Die politische Willkür nämlich offenbarte der Ministerialdirigent mit einer Unverfrorenheit, die ihn schließlich die eigene Karriere kosten sollte. Erst setzte er das „östliche Gefälle“ mit dem Atheismus gleich, „eine der gefährlichsten Waffen des Ostens gegen den Westen“. Als er damit wenig Zustimmung fand, erklärte er die ausbleibende Beförderung des unbekanntes Extraordinarius mit dessen „Niveaulosigkeit“. Als unter Professoren und Studenten ein Sturm der Entrüstung gegen diese Kollegenbeschimpfung ausbrach, zog sich Autenrieth schließlich auf sein Gewissen zurück: „Wenn ein Dozent erklärt, das Wort ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ sei eine menschenunwürdige Formel [...], so habe ich nur ein Gewissen, ob ich Christ bin, ob ich als Laie im Landeskirchentag Abgeordneter bin, oder ob ich Beamter bin“.¹⁰

Da aber war es geschehen: Ein gewisser Student namens Ropohl meldete sich zur sachlichen Richtigstellung, bemängelte, das erwähnte Zitat sei sinn-

⁸ Kiesinger war übrigens von 1933–45 Mitglied der NSDAP; noch 1961 hört man das aus seinem Vokabular heraus.

⁹ Zit. nach: Stuttgarter Zeitung vom 17.1.1961.

¹⁰ Zit. nach Ehlermann, D.: Autenrieth-Blüten-Spätlese, in: notizen, Studentenzeitschrift für Stuttgart und Tübingen 6 (1961) 32, 4–5.

entstellend aus dem Zusammenhang gerissen, und er müsse der Versammlung den vollständigen Wortlaut bekanntmachen; „ich zitiere“, fuhr er fort, „aus Max Bense, Ein Geräusch in der Straße“, und er verlas die vollständige These vom Zusammenhang zwischen Wahrheitsmonopol und Machtanmaßung.¹¹ Als darauf der Ministerialdirigent bekannte, das habe er nicht verstanden, erhob sich anhaltende Unruhe und Heiterkeit im Saal; nur auf dem Tonbandprotokoll war später zu hören, was Autenrieth dem Diskussionsleiter zuflüsterte: „Es ist der Name Bense gefallen. Das will ich doch nicht“.¹² Tatsächlich hatte er das nicht wollen können; aus dem hinterhältigen Geraune über den unbekanntenen Staatsfeind war der Fall Bense geworden. Nun brach die ganze Kampagne aus böswilligen Andeutungen und haarsträubenden Verfälschungen bald in sich zusammen, weil sie mit Benses eigenen Arbeiten und mit dem Zeugnis seiner Kollegen und Schüler widerlegt wurden.¹³ Was allerdings nicht zu bestreiten war, Benses ethischer Atheismus, den mußte selbst die CDU dem Verfassungsgebot der Lehrfreiheit zugestehen.

Aber die Affäre endete erst mit einem skurrilen Nachspiel. Ausgerechnet die SPD hatte den grandiosen Einfall, man müsse den Pluralismus im Lehrangebot fördern und eine zweite philosophische Professur einrichten.¹⁴ So geschah es; Max Bense wurde Ordinarius, und als „Anti-Bense“, wie er unter der Hand bald hieß, wurde ein Philosoph aus dem schwarzen Münster gefunden. Zu spät entdeckten die Parteichristen, daß dieser Robert Spaemann damals zu den Linkskatholiken zählte: also doch wieder ein unbequemer Bock und nicht der willige Schrebergärtner der Staatsreligion.¹⁵ So ist es denn, genaugenommen, die List der Vernunft gewesen, die sich jenen Ministerialdirigenten zum Werkzeug gemacht hat, um der Technischen Hochschule Stuttgart philosophischen Reichtum im Überfluß zu bescheren.

¹¹ Bense a. a. O., 91.

¹² Wie Anm. 10.

¹³ Bense selbst schwieg während der Affäre, bekräftigte dann aber seine Position nach der Niederlage der Angreifer; vgl. Bense, M.: Ungehorsam der Ideen, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1962.

¹⁴ So der Abgeordnete W. Krause in der Landtagssitzung am 2. 3. 1961; vgl. Stuttgarter Zeitung vom 3. 3. 1961.

¹⁵ Das Sprichwort, auf das ich anspiele, soll Ministerpräsident Kiesinger, als er Näheres über den designierten „Anti-Bense“ erfuhr, selbst gebraucht haben.

IV

Der Fall Bense ist also damals zu einem erfreulichen Abschluss gelangt, und er hat gleichzeitig zu den ersten Indikatoren für den gesellschaftlichen Wandel gehört: den Wandel von der Restaurationsgesellschaft zur Reformgesellschaft, die dann allerdings nur bis zum Beginn der 1980er Jahre währen sollte. 1982 verkündete Helmut Kohl die „geistig-moralische Wende“, die in Wirklichkeit in eine neue Restauration einmünden sollte. Diese neue Restauration verfestigte sich, seit mit dem Zusammenbruch des Pseudo-sozialismus die Herausforderung entfallen war, die freiheitlich-sozialstaatliche Überlegenheit des westdeutschen Systems immer wieder reflektieren und beweisen zu müssen; schließlich hatte man gesiegt!

Des Geburtstages von Max Bense und seines fast zehn Jahre zurückliegenden Todestages zu gedenken – das bedeutet für mich die Verpflichtung, die restaurativen Verkrustungen von *heute* beim Namen zu nennen, Verkrustungen, gegen die kaum noch jemand die Stimme erhebt. Wo sind die Linksintellektuellen geblieben, frage ich zum wiederholten Mal. Denn manches ist heute wieder genau so arg wie Anfang der 1960er Jahre, manches droht gar noch ärger zu werden. Allein der Klerikalismus, der im Fall Bense eine so große Rolle spielte, ist ein zahnloser Papiertiger geworden, der sich nur noch in den Randzonen der Provinz gelegentlich aufzubäumen versucht. Ob auch der Kryptofaschismus wirklich überwunden ist, muß ich hier offenlassen; vielleicht ist ja das eine oder andere, was da durch das Feuilleton schlottert, tatsächlich nicht mehr als eine unbedarfte Entgleisung.

Die Konzeptionslosigkeit und Unmündigkeit aber, die im Wirtschaftswunder-Aufbau schon einmal die Gesellschaft gelähmt hatte, ist im Jahrzehnt des kapitalistischen Triumphes – den man schönfärberisch als „Globalisierung“ kaschiert – erneut zur drückenden Last geworden. Auch hier kann ich nur wenige Stichworte nennen:

- das neuerliche Aufleben des Irrationalismus; die Konjunktur esoterischer Heilslehren, Sektenumtriebe und Psychomanipulanten; die feuilletonistischen Spielereien mit pseudognostischer Afterphilosophie und akrobatischer Verbalmagie;
- die Hypertrophie des Konsumismus und der ausufernde Warenfetischismus („Hast Du was, dann bist Du was“, sagt zwar nicht mehr die Sparkassen-Reklame, aber die Mehrzahl der Menschen lebt danach);
- der besinnungslose und zeitvergessene Taumel in den Entmündigungsindustrien der sogenannten Erlebnisgesellschaft;

- die hemmungslose Innovationsdynamik technischer Produkte – ohne Rücksicht auf die Anpassungsfähigkeit der Menschen und ihrer Lebenswelt; die kontinuierliche Manipulation falscher Bedürfnisse (die heute noch so falsch sind wie vor vierzig Jahren, als die „Frankfurter Schule“ sie diagnostiziert hat);
- der Psychoterror der Reklameüberflutung, dem sich niemand mehr entziehen kann; der fortgesetzte Verstoß gegen das Menschenrecht auf kommunikative Selbstbestimmung;
- die durchgängige Kommerzialisierung aller Lebensbereiche, des Sports, der Freizeit, bald wohl auch der Kunst und der Wissenschaft; die Entmündigung des Individuums durch die Ökonomie;
- die Zerstörung der freien Märkte und der kleinen Selbständigkeiten durch die weltweite Monopolisierung des Kapitals; die Strangulierung ganzer Volkswirtschaften durch die rücksichtslose Devisenspekulation der Kasino-Kapitalisten;
- der angeblich unausweichliche Abbau des Sozialstaates und die Gleichgültigkeit der Habenden gegenüber den Nicht-Habenden, gegenüber der Arbeitslosigkeit und der Armut, hierzulande und in der „Dritten Welt“ ;
- das Absinken der politischen Parteien in einen Abgrund von Mittelmäßigkeit,¹⁶ verursacht durch den systematischen Verzicht auf die Mobilisierung hervorragender Persönlichkeiten und auf die sorgfältige Rekrutierung qualifizierten Nachwuchses; die Pervertierung zu kleingeistigen Opportunisten- und Pöstchenjägerkartellen; die völlige Unfähigkeit zur Entwicklung konstruktiver Visionen für eine humane Zukunft;
- die durchgängige intellektuelle Resignation in Philosophie und Publizistik; der Defaitismus des neuerlichen Fin de Siècle, der zynisch vom Ende der Utopien parliert und damit nur denen in die Hände spielt, die kritisch-utopisches Denken als Angriff auf ihre bornierten Interessen fürchten;
- schließlich die unglaubliche Passivität der Forschenden, Lehrenden und Lernenden angesichts der dramatischen Bedrohung der Wissenschaft durch die Politikader.

Zu diesem letzten Punkt muß ich etwas mehr sagen; immerhin begehen wir den Gedenktag für einen Wissenschaftler, und wir tun das in einer Universität. Der „Fall Bense“ war ein Nadelstich gegen die Freiheit der Wissenschaft, und er konnte ohne größere Verletzung überwunden werden. Was

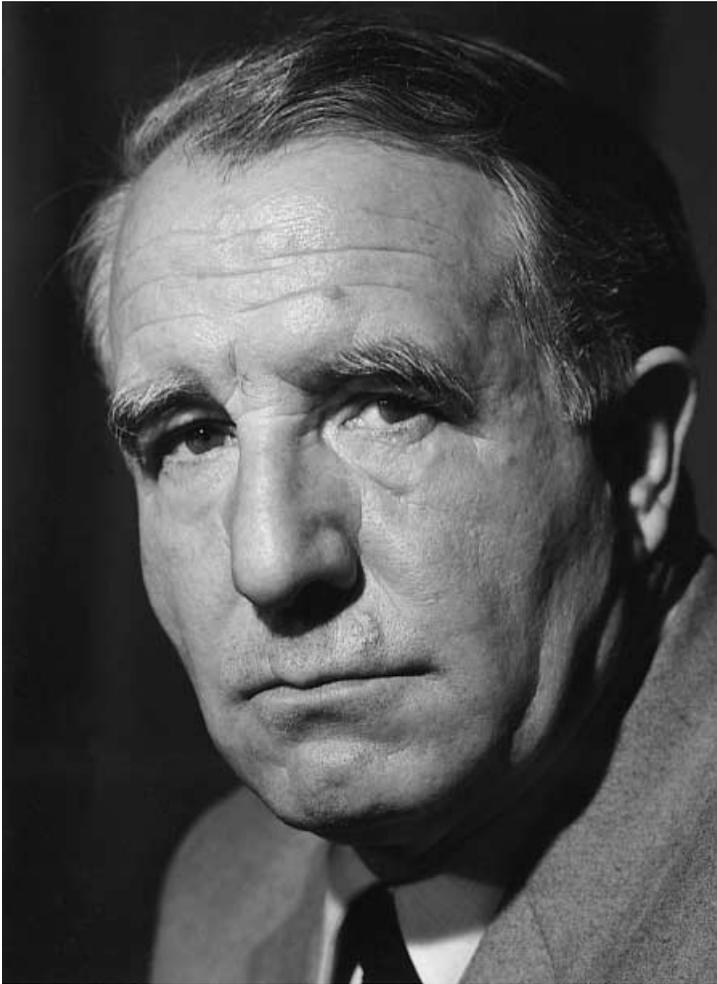
¹⁶ Die aktuellen Korruptionsfälle will ich gar nicht erst erwähnen; sie sind nur Epiphänomene einer viel tiefer liegenden Verkommenheit der Parteiapparate.

jedoch heute von den Politikadern vorbereitet wird, droht zu einer Totalamputation unabhängiger und kritischer Wissenschaft auszuarten. Ich nenne nur die gefährlichsten „Reform“ anschlüge:

- die Entmachtung der akademischen Selbstverwaltung und die Aushöhlung der Mitbestimmungschancen für Mitarbeiter und Studenten;
- die Einführung von Direktionskompetenzen für Dekane und Präsidenten; die Umwandlung der Universität in einen autoritären Betrieb;
- die Ökonomisierung der Wissenschaftssteuerung und -beurteilung und die Marginalisierung nicht marktgängiger Wissenschaftskultur;
- die Disziplinierung der Universitätswissenschaftler durch empfindliche Einkommenskürzungen bei unerwünschtem Verhalten, so bei falschen Forschungsthemen und undogmatischen Lehrmeinungen;
- die Unterwerfung der Universität unter die Fremdbestimmung nichtwissenschaftlicher Hochschulräte, in denen „ehrenwerte“ Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik für die kapitalistische Gleichschaltung sorgen werden: die „reelle Subsumption der Wissenschaft unter das Kapital“ (Karl Marx ist mit diesem Wort so modern wie kaum zuvor!).

All das wird auf den Weg gebracht, wenn die Universitäten nicht noch im letzten Augenblick begreifen, daß es höchste Zeit ist für den Widerstand. Wenn dieser Widerstand ausbleibt, wird es demnächst auch keinen Fall x mehr geben. Nonkonformisten werden dann ganz „legal“ und bürokratisch abgewickelt, und die Chimäre der 1960er Jahre wird am Ende Wirklichkeit: die formierte Wissenschaft in einer formierten Gesellschaft.

Der „Fall Bense“ ist alles andere als ein Kuriosum vom Ende der Nachkriegszeit; er bleibt fortdauernde Mahnung an die kritische Intelligenz. Immer werden sich die Mächte in Wirtschaft und Politik von der Freiheit der Theoreme und vom Ungehorsam der Ideen herausgefordert und bedroht fühlen; sie werden nicht davon ablassen, intellektuelle Unbotsamkeit und unorthodoxes Denken zu bekämpfen. So können wir kritische Rationalität nur lebendig erhalten, wenn wir sie, wie Max Bense, mit existentielltem Engagement selber leben.



1967

Max Bense

Umgang mit Philosophen

(vorgetragen von Peter Gorges)

Es gibt echte und unechte Philosophen. Den echten Philosophen stimmt die Welt heiter; der unechte ist von ihr enttäuscht. Der echte Philosoph ist immer ein wenig herb, der unechte neigt zur Rührseligkeit. Der echte Philosoph ist großmütig; der Geist ist ihm so viel wert wie das Leben, der Wein so viel wie die Wahrheit. Er will sehen; das Auge ist bei ihm ein Organ der Lust geworden, obwohl er längst in die heimlichen und altbekannten Fragwürdigkeiten der Welt hinein geschaut hat. Das Gedeihliche indessen nimmt er behutsam aus den Zeiten und fügt es seinem Bauwerk ein, und wenn die Menschheit darüber lacht, lächelt er auch, spielt weiter, aber ist ohne Zorn; packt ihn aber der Zorn, dann wirft er nicht sein Tintenfaß nach dem Teufel, dann lädt er ihn zum Gastmahl und versucht im Umtrunk über ihn zu siegen. Das Einverständnis mit der Unzulänglichkeit der Wesen nimmt ihm die Biederkeit, er wird nie den Weg zur Kanzel nehmen, die Unterhaltung wiegt ihm schwerer als die Predigt, aber die Erde selbst ist ihm doch nicht mehr einladend genug, um hier in aller Ewigkeit zu verweilen. Der unechte Philosoph hingegen will auch sehen, aber er hält seine Erfahrungen für seine Beweise und seine Leiden – niemals seine Genüsse – für seine Erfahrungen. Er will immer aus der Welt hinaus, aber er fürchtet den Tod. Seine Systeme sind seine geheimen Gedichte, aber er ist ein schlechter Dichter wie alle gehinderten Dichter. Sein Gemüt ist ihm die Wurzel seiner Kraft, und seine Gespenster nennt er seine Schicksale, und er pocht unablässig an dieses Schicksal, als ob ihm die Hand Gottes entweder das ganze Leid oder das ganze Glück der Menschen wöge. Man soll aber seine Philosophie nicht dichten, sondern denken, und Denken ist eines der schwersten aller Begängnisse. Hier, wo gedacht wird, ist die Philosophie eine Hoffnung, ein Ausweg, eine Schwinge der Zukunft; wie leicht jedoch ist anderswo der Weg zum Markt, wie unbeschwerlich gelingen dort die Rechtfertigungen, wie hüpfend ist der Weg zum verkannten Leben. Und das verkannte Leben ist nur sehr selten ein verkanntes Werk. Keine mächtige Hand spricht hier die Worte und wirft sie in den Raum, einfach und unbekümmert in den Raum. An der Scheide zwischen dem echten und unechten Philosophen spürt man, wie sehr Philosophie als Beruf und berufe-

ner Philosoph zwei verschiedene Dinge sind und der tiefgründigen Mehrdeutigkeit nicht entraten.

Wie lange schon schützt man Beruf und Arbeit. Es wäre jedoch bald an der Zeit, zum allgemeinen Schutz der Philosophen aufzurufen. Er ist nicht wie der Dichter, der Wissenschaftler oder der Schauspieler in einem bestimmten, wohlgeordneten und anerkannten geistigen Gehege. Er ist in freier Wildbahn. Jeder kann ihn angreifen und zu Fall bringen, falls dies bei der außergewöhnlichen begrifflichen Wendigkeit so ohne weiteres möglich ist. Immerhin ist alles auf der Jagd nach dem Philosophen, gleichgültig nun, ob er der philosophierende Laie, der philosophierende Wunderliche, der Professor, der Literat oder der Jüngling ist. Der Politiker konstatiert im Philosophen den Warner vor der Gewalt, der Lehrer sieht in ihm den Verführer der Jugend, der Bürger den Gefährder eines ordentlichen Berufes, der Wissenschaftler den Verdunkler seiner vermeintlich klaren Ergebnisse und den Bezweifler seiner Methoden, der Künstler den Kritiker seiner Idee und seines Stils und der Klerikale den widerlegten Gottesbeweis. Wer ist eigentlich verdächtiger als ein Philosoph? Wer ist schädlicher? Wessen Ruf ist schlechter? Pfui, alles, nur keinen Umgang mit Philosophen. Aber es sollte doch zu denken geben, mit welcher unermüdlichen Wiederkehr der Philosoph durch die Geschichte geht. Es verschwindet viel eher ein Laster aus der Welt als der philosophische Sinn. Er ist die Würze des Geistes; aus der Philosophie stammen nicht nur Fundamente, auch Dächer. Sie ist das große Symposium des Geistes, zu dem alle Wissenschaften und Künste sich niedersetzen dürfen. Wie könnte es bei einem solchen Gastmahl ohne Laster und Launen, ohne Trunkenheit und ohne Verstand, ohne Lachen und ohne Weinen hergehen.

...

Aus: *Umgang mit Philosophen*, Köln 1947, S.13–14, 18–19, und *Ausgewählte Schriften*, Band 1, Stuttgart 1997, S. 203–204 und 207

Elisabeth Walther-Bense

Schlußworte zum 7. Februar 2000

Magnifizenz, meine Damen und Herren, liebe Geburtstagsgäste.

Zunächst möchte ich allen Anwesenden für ihr Kommen danken. Ich sehe viele alte Gesichter – (wir werden alle nicht jünger). Ich freue mich sehr, daß auch alle Kinder von Max Bense anwesend sind.

Des weiteren danke ich den Rednern, Sprechern und Musikern für ihre Mitwirkung; den Verfassern der ausgehängten Poster; allen Spendern, insbesondere der Vereinigung für wissenschaftliche Semiotik, für die finanzielle Unterstützung; Wendelin Niedlich für seinen Bücherstand im Foyer; allen Helfern im Hintergrund bei der Vorbereitung und Durchführung des heutigen Abends;

ganz besonders aber danke ich Rul Gunzenhäuser für Planung und Organisation dieser Veranstaltung, die ohne ihn nicht zustande gekommen wäre.

Max Bense hat immer gern gefeiert. Einige unter Ihnen werden sich an Seminarfeste, Tagungen, Geburtstagsfeste oder Ausstellungseröffnungen erinnern. Vor 10 Jahren, am 80. Geburtstag, hat er noch selbst kurz das Wort ergriffen. Als er ein letztes Mal mit Stock zum Rednerpult ging, um ein paar Sätze zu sagen, sah man ihm seine Krankheit zwar an, aber er wirkte dennoch konzentriert und faszinierte wie immer. Heute feiern wir ohne seine persönliche Gegenwart, aber durch die Berichte über ihn und durch die Rezitation aus seinen eigenen Texten ist er trotzdem anwesend.

Die Wirkung, die er auf seine Zuhörer ausstrahlte, lag vor allem an der starken Konzentration und dem Engagement, die stets aus seiner Rede spürbar waren. Selbst im Ausland, auf internationalen Kongressen, wirkte er schon durch sein Auftreten, obwohl er zum Beispiel nie englisch sprach, und die Hörer die deutsche Sprache oft gar nicht beherrschten. Ich erinnere mich an einen Abend mit Kollegen von der Harvard Universität, die uns zum Abendessen eingeladen hatten. Den ganzen Abend sprach er auch dort nur deutsch und zwei der Anwesenden, ein gebürtiger Deutscher und ein Philosoph, der mit dem Deutschen gut vertraut war, übersetzten den anderen seine Sätze. Niemand hatte ihn englisch reden hören, bis er nach dem Es-

sen aufstand und sich mit drei Sätzen in elegantestem Englisch bedankte. Danach sprach er weiter nur noch deutsch.

Französisch hat er hingegen gern gesprochen, ob in Frankreich oder Brasilien. Seine ersten neun Lebensjahre in Straßburg waren ja vom Französischen mit geprägt, auch wenn das Elsaß damals deutsch war. Ich erinnere mich z. B. an eine Tagung an der Universität Perpignan, als er erst überhaupt nicht reden wollte, schließlich höchstens deutsch, aber auf keinen Fall französisch sprechen wollte. Nur unter der Bedingung, daß ich als Dolmetscherin fungieren sollte, willigte er schließlich ein. Ich übersetzte die ersten drei Sätze seiner Rede, dann wurde er ungeduldig und fuhr selbst französisch fort, sprach mit dem ganzen Körper, schrieb an die kleine Tafel, lief hin und her – so wie ihn viele unter Ihnen kennen – und hatte großen Beifall.

Er hätte heute sicher das Wort ergriffen. Ihm waren die Wörter so wichtig, daß er sie in seiner Literatur sogar wie Personen anredete. „Laßt mich noch leben, Wörter“ lautet z. B. eine Zeile. Seine Gedichte waren übrigens manchmal auch komprimierte Übersetzungen seiner philosophischen Ideen. Die poetische Form seines „existentiellen Rationalismus“ findet sich zum Beispiel im Gedicht:

Selbstportrait mit Sacharow für Helmut Mader

Ich brauche keine langen Märsche
der Dogmatiker für mich,
die Frieden sagen und Gefängnis meinen.

Ich setz, um zu überleben
Mich selbst gegen die Macht
Und Existenz gegen die Ohnmacht.

Ich gegen die Wölfe,
Ich gegen die Schafe,
Ich gegen die Esel.

Das denkende Wesen gegen das gläubige,
Prinzip Forschung gegen Prinzip Hoffnung,
Das Urteil der Schlußfigur gegen Nomenklatura.

Das Schilfrohr gegen die Binsen
Und die Rose gegen den Sand.
„Ich“ denke, also bin „Ich“ ! –

Noch eine letzte Bemerkung.

Kurz vor seinem 80. Geburtstag, als ein Film für den Süddeutschen Rundfunk über ihn gedreht wurde, fragte ihn der Regisseur, was er sich für seinen 90. Geburtstag – also den heutigen – denn wünschen würde. Max Bense antwortete spontan: „Ich wünsche mir einen Freifahrtschein zum Mond.“

Der Raum, der Kosmos, das unendliche Zeichenband – und auch der Mond spielten seit seinem ersten Buch „Raum und Ich“ von 1934 immer wieder eine Rolle in seinem Denken. Zum Abschluß soll deshalb noch sein Mond-Gedicht aus dem Jahr 1983 folgen:

Mondlied für den homo sapiens

(vorgetragen von Gabriele Lange und Peter Gorges)

Die Spur des Lichts:
Ein Zeichen Deines Hauses.
Mir fällt der Satz nicht ein,
der nun zu sagen wäre.

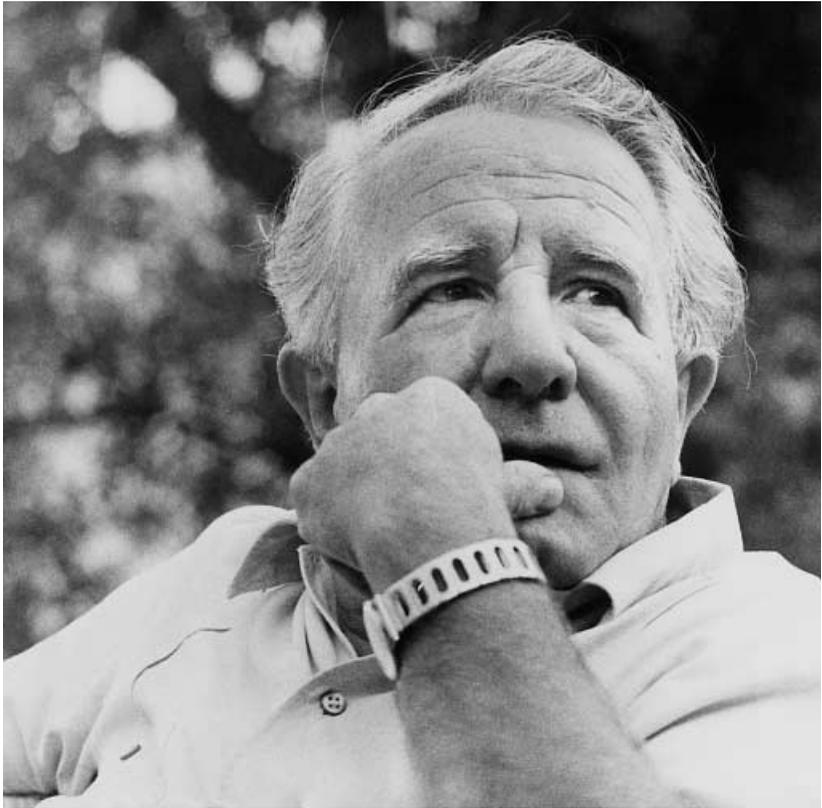
Der Mond kehrt nicht zur Erde zurück
Und sein Gesicht verschweigt es,
daß wir sind.

Doch ein Gedanke, den wir stets gedacht,
ist fest in seinen Staub gepreßt:
vielleicht hat jeder seinen Mond,
den er zum ersten Mal betritt.

Aus: Das graue Rot der Poesie. Gedichte, Baden-Baden 1983, S.12 und Ausgewählte Werke, Band IV, Stuttgart 1998, S. 374

Texte zu Max Bense

Die folgenden Texte wurden von Schülern und Freunden Max Benses für die Veranstaltung verfaßt und im Foyer als Poster präsentiert



1972

Udo Bayer

Wenn ich an Max Bense denke,

erinnere ich mich an das Blättern in Büchern während des Germanistikstudiums, die höchst Interessantes, meist nicht Verstandenes verhiessen, von dem man allerdings in den traditionellen Lehrveranstaltungen, zumal in Tübingen, nichts erfuhr;

denke ich an die Provence, die er so liebte und wo ich ihn und Elisabeth Walther zum ersten Mal in Grignan getroffen habe (Marquise: der Zufall führt nicht nur unsere Feder, sondern arrangiert oft auch unsere Begegnungen ...!) und an das Vergnügen an Fossilien und Mineralien, das der Geologe, der er auch war neben vielem anderen, in mir wiedererweckte; denke ich an das Häuschen in Suzette, wo wir die Gastfreundschaft beider genossen;

erinnere ich mich an die Ausstellungen in der Studiengalerie im 8. Stock des Hahnhochhauses und die quadratischen Flyer mit seinen Eröffnungstexten; an die Feiern im Institut zu wichtigen und weniger wichtigen, aber dem praktizierenden Epikuräer stets willkommenen Anlässen; an das Kolloquium mit seinen Mitgliedern aus nahezu allen Fakultäten und an Benses Rolle als inkarnierte Interdisziplinarität – lange bevor dies zur bildungspolitischen Forderung erhoben wurde; denke ich an die blauem Karton selbstgehefteten Papers mit den Erstfassungen wesentlicher Teile seiner späteren Bücher zur Semiotik; erinnere ich mich an die Gründung von SEMIOSIS, die Mühen ihrer Finanzierung und des Gewinnens von Beiträgen; auch seine Vorlesung montags im Hörsaal in der Keplerstraße mit ihrem unnachahmlichen Gestus, den Spiralblöckchen im Miniformat als Gedächtnisstütze und seiner kuriosen Technik, die Tafel zu nutzen;

erinnere ich mich an die gemeinsamen Tage in New York, das er so liebte, an die Houghton Library in Boston mit ihren Peirce-Manuskripten und an das Foto, das ich von ihm im Museum in Milford am Schreibtisch von Peirce gemacht habe; auch denke ich an die persönlichen Kontakte mit Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern in aller Welt (die zum Teil noch einmal

zu seinem 80. Geburtstag zusammenkamen) und an die Bense einen bereitwillig weiterempfahl, wie etwa Mathias Goeritz in Mexiko;

denke ich an die interessanten Erzählungen aus der Vergangenheit und das Überleben in finsternen Zeiten und auch an den Bericht von seiner letzten Reise in die DDR im Herbst 1989, wo er sehr hellichtig und vor den Politprofis das Ende des Systems prophezeite;

schließlich denke ich auch an die leider erst posthume Begegnung mit großen Teilen seines früheren Werks in Antiquariatskatalogen; so erschloss sich mir nachträglich die Geschichte seines Denkens, das zu Lebzeiten keinen Wert auf das Erledigte legte;

vor allem aber denke ich an die exemplarische Existenz eines Intellektuellen in diesem Jahrhundert, beispielhaft nicht nur in der Verbindung von präzisen Gedanken und der Schönheit seiner sprachlichen Form, sondern auch darin, daß sie den prinzipiellen Ungehorsam der Ideen vorlebte und das denkende Ich allen Formen der Macht entgegensetzte. Beispielgebend aber auch darin, daß geistige Arbeit auch sinnliches Vergnügen sein kann.

Georg Bense

Vater und Sohn – nein – Sohn und Vater

Vater, verloren, vergessen, verdrängt.

Kleines warmes Zimmer, Roter Sessel.
Stehlampe. Jiri Kolar an der Wand. Frau,
weißhaarig. Gerader Blick. Stimme.
Zerstörung des Vaters durch Worte.
Sätze. Nachdenken. Sie sagt. Nicht
nachdenken. Ich will. Nachdenken. Sie.
Schmerz, fühl ich? Trauer? Nachdenken.
Was tat er? Mir. Nachdenken. Warum?
Nicht nachdenken. Vater. Auferstanden in
Gedanken. Chaos im Nebel der Aggressionen.

Vater, beleidigt, beschimpft, bestraft.

Ordnung schaffen. Dauert Jahre. Frau schenkt
Zeit. Mir. Richtig. Falsch. Warum? Weshalb?
Nachdenken. Wann? Das war. Das ist. Noch.
Nein. Doch. Unrecht? Nicht geschehen.
Liebe? Zuneigung? Nachdenken. Verborgен.
Jahrelang. Da und dort. Hin und wieder. Aner-
kennung. Selten. Zerschnitten. Nachdenken.
Kolar schneidet die Welt in Streifen. Gegen-
über. Mir. Der Wortschmetterling. Hängt an
der Wand. Fliegt über die Achterbahn. Im
Nebel der Gefühle.

Vater, beobachtet, bewundert, beneidet.

Wo? Immer. Überall. Boppard und Stuttgart.
Am Sonntag. Morgens. Schreibmaschine.
Buchstabe um Buchstabe. Stundenlang. Texte
als präzise Vergnügen. Stuttgart, Ort seiner
Füße. Gedanken dort und dort. Aufzug Hahn-

hochhaus. Lehrstuhl. Pischekstraße. Hund
und Katze. Leben geteilt. Schreiben zu jeder
Zeit. Der gerade Blick ruht. Schreiben.
Erinnern. Klärt. Im roten Sessel. Ich.
Aufstehen. Gehen. Schreiben. Filme.
Weißhaarig, die Frau, allein. Kleiner Raum.
Warm. Stehlampe. Aus. Stimme.
Nebelauflösung.
Vor Jahren. Bis heute.
Vater, neu entdeckt.

Für S. D.

Hans Brög

– In memoriam Max Bense –

Vor dem großen Hörsaal: Gerd Quenzer war als Assistent noch im Amt. Der Literaturanschrieb an der Wandtafel fiel besonders umfangreich aus.

Max Bense war, wie immer, geraume Zeit vor Vorlesungsbeginn da, lief gewohnheitsgemäß auf und ab, hielt schlendernd da und dort inne, sagte dem Grüppchen Mader/Brög, daß er heute so unsinnlich sei, worunter die Veranstaltung leiden würde, weshalb wir besser nach Hause gehen sollten und ging wiegend, ausschwingend weiter zu einer anderen Gruppe diskutierender Kommilitonen. Die Weise zu gehen und der stets herausfordernde Blick, das zusammen ergab eine besondere Charakteristik, die einmal bemerkt, unverwechselbar blieb; ja selbst eines der Korrelate noch. Um so irritierender, daß eine Doublette existieren sollte. Auf einem Bahnsteig des Hauptbahnhofs Stuttgart: lief da „der Mann, an den ich denke“?

Es war Georg Bense von hinten, den ich zuvor nie gesehen hatte. (Es handelt sich im Whiteheadschen Sinn wohl um ein *event*, dessen Wesenheit uns Elisabeth Walther dargelegt hatte; wie anders könnte noch heute ein Raum-Zeit-Punkt meines Lebens durch diese Erinnerung besetzt sein.) Es war nicht Max Bense nicht von vorn, sondern Georg Bense von hinten, um eine Figur semantischer Erörterung S. K. Langers zur rhetorischen Figur zu machen.

Nicht nur Streit – das hatte ich schon früher von Max Bense gehört – gehöre zur Wissenschaft, sondern auch Sinnlichkeit zu Wissenschaft und Lehre.

Felix v. Cube

Max Bense war kritischer Rationalist – zeitlebens, unerschütterlich und mit bewundernswerter Konsequenz. Diese strenge Methodik, diese – wie Nietzsche sagte – intellektuelle Redlichkeit ist der Schlüssel zum Verständnis seiner Werke und seiner Persönlichkeit. Bense war fasziniert von der Herausforderung, nicht nur die Natur mit unbestechlicher wissenschaftlicher Methode zu erforschen, sondern auch die Welt der geistigen Produkte des Menschen: Wissenschaft, Technik, Kunst, Literatur. Bense betrat damit jedesmal Neuland. Er wurde zum großen Anreger und Aufklärer, er gab neue Impulse, gelangte zu neuen Ergebnissen und entdeckte neue Zusammenhänge. Seine Gedanken sind nicht mehr wegzudenken, sie werden in zahlreichen Bereichen fortgeführt und weiterentwickelt.

Auch mir gab Max Bense eine entscheidende Anregung, ja, eine fundamentale Aufgabe: die Anwendung kritisch-rationaler Methoden auf die – traditionell geisteswissenschaftliche – Disziplin der Pädagogik. Diese Aufgabe hat mein berufliches Leben erfüllt, hat mir Kritik eingebracht, aber auch Wirkung und Erfolg.

Bense selbst war an Pädagogik nicht interessiert („Wie schreibt man das?“). Daß er dennoch auch zum Anreger in der Pädagogik geworden ist – darüber hätte er mit Sicherheit gelacht.

Helmar Frank

Dank an Max Bense – nach 40 Jahren

Obgleich für Mathematik und Physik eingeschrieben, begann ich mein Studium an der damaligen TH Stuttgart bei Max Bense, denn nur er begann seine Lehrveranstaltung (es war seine *Einführung in die Philosophie*) schon am ersten offiziellen Vorlesungstag: am ersten Novembermontag 1951. Die Vorlesung faszinierte mich, bot sie mir doch eine erste Begegnung mit dem Logikkalkül und dem Ideal einer *wissenschaftlichen Philosophie*. Auch in allen Folgesemestern besuchte ich je mindestens eine Lehrveranstaltung von Max Bense. So geriet ich auch in die ihm nahestehende studentische *Progressive Gruppe*, die sich selbst als linksliberal verstand, aber damals eher als linksextrem verschrien war.

Max Bense habe ich es zu verdanken, daß mir noch vor Abschluß meines Studiums die Leitung des *Arbeitskreises Rhetorik* im damaligen *studium generale* anvertraut wurde. Meine inzwischen verstorbene erste Frau, Brigitte Frank-Böhringer – ebenfalls Bense-Studentin –, veröffentlichte 1963 eine gründliche Überarbeitung der „14 Merkblätter“ dieses Arbeitskreises in Buchform unter dem Titel „*Rhetorische Kommunikation*“. Das Buch war erfolgreich: ein Ausschnitt gelangte in ein noch heute benutztes Schulbuch, und meine zweite Frau ließ es nach 30 Jahren in Prag unverändert im 7. Band der Quellensammlung „*Kybernetische Pädagogik*“ nachdrucken.

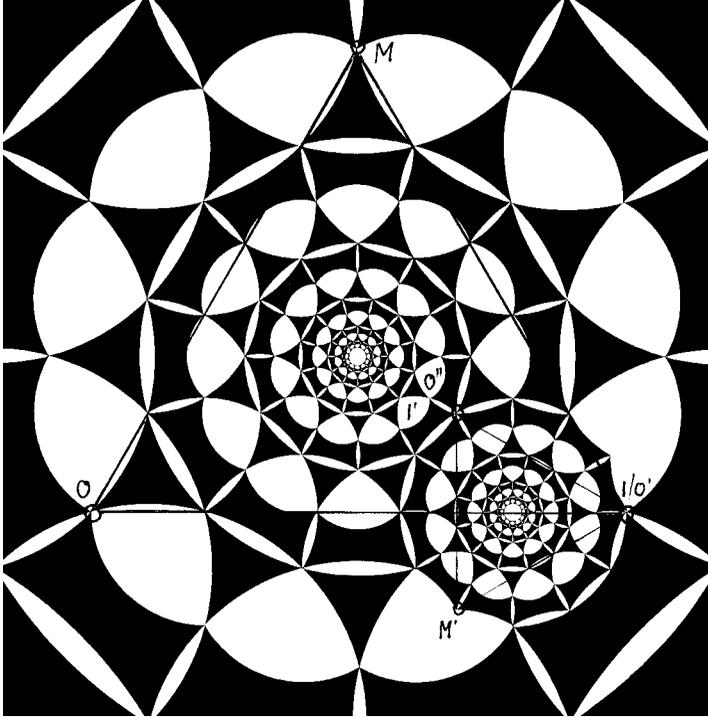
Obgleich die kybernetische Pädagogik bei Max Bense kaum höhere Wertschätzung als die herkömmliche Pädagogik fand, war er es, der ihr Entstehen auslöste. Die erste Begegnung mit der Kybernetik, insbesondere mit der Informationstheorie und ihrer Anwendung auf die Ästhetik, hatte er mir am Schluss meines Diplom- und Lehramtsstudiums vermittelt. Er regte anschließend an, während meines Studienaufenthalts in Paris im Universitätsjahr 1957/58 Kontakt zu André Abraham Moles zu suchen, der ungefähr gleichzeitig mit Bense die *Informationsästhetik* begründet hat. Meinen Versuch zur modellierenden Synthese der beiden Ansätze hielt Moles zunächst für zu „dogmatisch“, während Bense die Zwischenschaltung einer dazu entwickelten „Informationspsychologie“ als Abwertung der (von ihm unmittelbar zeichen- und informationstheoretisch fundierten) Ästhetik zu einer bloßen „Geschmackskunde“ bemängelte. Dennoch ermutigte er

mich (dem künstlerische Neigungen ferne lagen), daraus meine Doktorarbeit zu machen. Trotz seiner Bedenken zögerte er nicht, sie 1959 anzunehmen. Sie wurde Vorbild für mein 1962 erschienenes erstes Buch „*Kybernetische Grundlagen der Pädagogik*“, das mir 1963 den Ruf an die damalige Pädagogische Hochschule Berlin einbrachte. Ohne die Impulse Max Benses wäre mir der Eintritt in die Hochschullaufbahn nicht gelungen.

Mit seinen informationsästhetischen Denkanstößen wird Max Bense auch ins neue Jahrtausend hineinwirken, haben sie doch wesentlich zum Entstehen des kohärenten, nicht nur in die Ästhetik, sondern auch in Psychologie, Bildungswissenschaft und Linguistik hineinreichenden Wissenschaftszweigs *Kommunikationskybernetik* beigetragen. Zu dessen Pflege entstanden auf Benses Anregung 1960 die „*Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft*“, die bis heute erscheinen. Seine Informationsästhetik wurde 1993 bzw. 1995 Thema zweier spezieller Arbeitstreffen, aus welchen eine knapp formulierte Retrospektive und Perspektive hervorging, die seit 1997 unter dem Titel „*Ästhetische Information*“ in Buchform und im Internet zugänglich ist.

Paderborn, am 1. Oktober 1999

rolf garnich



Eichinvarianz (λ) des 12-Pols Dodekagynen mit Tochterzelle in Resonanz

$$\lambda = \sqrt{2 + \sqrt{3}}$$

Botschaft: Sollte max bense noch auf Empfang sein –
Dies ist das transzendente Schema der „Generativen Semiotik“
bis in das unendlich Introszendente (was ist transzendente?)

Aus der Strukturalen Ästhetik (1976)

im Dezember 1999 für max von rolf

Matthias Götz

Zu den vielen Impulsen, die Max Bense mir in der Zeit vermittelt hat, in der ich bei ihm und Elisabeth Walther in Stuttgart studiert habe – 1976 bis zur Promotion 1982 –, gehören an allererster Stelle solche, die mehr als nur Lehrstoff vermittelt haben. Ich meine Impulse, die nicht abgeprüft werden können, die aber auf Einstellung und Haltung abgefärbt haben. Ich meine Denkanstöße, die Chancen eröffnet haben, auch das auf den ersten Blick Unvereinbarste zu vereinbaren. Und ich meine einen Denkstil, der Wissenschaftstheorie und philosophische Ästhetik, Kybernetik und Design oder auch Informationstheorie, Poesie und Kunst, Semiotik und Methodik in – bis heute – unüblicher Eleganz und Überlegenheit anzugehen erlaubte.

Das sind die entscheidenderen Vermittlungen, aber auch die, die sich am wenigsten leicht benennen lassen. Für jemanden, der außerordentlich an Phänomen und Problem des Design interessiert war, aber auf keinen Fall Designer werden wollte, um die dreihundertneunundfünfzigste Küchenmaschine umzustylen, für jemanden, der begeistert war vom Phänomen der Kunst und des Schönen, aber nur wider besseres Wissen ein Kunstgeschichtsstudium aufgenommen hatte, um da zu erfahren, daß sich die Disziplin eminent als historische versteht und den Begriff der Kunst nicht weiter untersucht, sondern statt dessen einfach voraussetzt. Das Umsatteln auf Philosophie hat da auch nicht weitergeholfen – zunächst. Stuttgart hat dann doch geholfen.

Die doch recht unkonventionelle Arbeit eines promovierten Philosophen in einem Grafikdesign-Atelier, als Ausstellungsmacher oder dann in der Lehre der Theorie des Design konnte – jetzt im Rückblick gesehen – kaum durch eine geeignetere Ausbildung ermöglicht werden als durch das Studium in Stuttgart. Es ist nicht zuletzt diese wirkliche und gewissermaßen avant la lettre praktizierte Interdisziplinarität der Lehre und Forschung Max Benses, die manchen unter den Architekten und Systemforschern, Kunsthistorikern und Designern, Literaturwissenschaftlern und Poeten, Mathematikern und Künstlern – um nur ein paar der seinerzeit ganz üblichen Kombinationen zu nennen – die Möglichkeit eröffnet hat, ganz neue Tätigkeitsfelder zu er-

schließen. Obwohl sich die Philosophie in der Stuttgarter Schule sicher von der zeitgenössischen, akademischen Lehre der Philosophie unterschieden hat, war die Philosophie, wie sie von Max Bense betrieben und vermittelt wurde, nämlich als Grundlagendisziplin für alle möglichen Anwendungsfelder, wahrscheinlich doch eine, die dem traditionellen Verständnis einer Art Universalwissenschaft gerade deshalb sehr nahe kam. Dies jedoch auf eine zeitgemäße Art und Weise. Vielleicht hat die Entwicklung der Semiotik hier am meisten beigesteuert. Was aber die Persönlichkeit von Max Bense dazu ganz und gar unakademisch beigetragen hat, ist noch einmal etwas anderes: Es ist das Faible für Theorie oder, mit einer von Bense gern zitierten Formel Nietzsches: eine „Fröhliche Wissenschaft“.

Max Bense – Leitbild meines Studiums

Mein Studium der Mathematik und Physik an der Technischen Hochschule Stuttgart war zunächst eher „handwerklich“ auf das Studienziel eines Lehrers ausgerichtet. Doch schon vom 1. Fachsemester an führte mich *Max Bense* ein in neue faszinierende Gebiete der Philosophie und der Wissenschaftstheorie.

1953	Grundlagen der Mathematik Philosophie der Neuzeit	<i>Gerhard Frey</i> und <i>Max Bense</i> <i>Max Bense</i>
1954	Mathematische Logik/Logistik „Was ist der Mensch?“	<i>Elisabeth Walther</i> <i>Max Bense</i>
1955	Descartes und der Rationalismus Kybernetik und „Denkmaschinen“	<i>Max Bense</i> <i>Louis Couffignal</i> und <i>Max Bense</i>
1956	Moderne Ästhetik Modelle der Wissenschaftstheorie	<i>Max Bense</i> <i>Max Bense</i>
1957	Theorie der Texte Textstatistik	<i>Max Bense</i> <i>Wilhelm Fucks</i> und <i>Max Bense</i>
1958	Informationstheorie Informationsästhetik	<i>Heinz Zemanek</i> und <i>Helmar Frank</i> <i>Max Bense</i> und <i>Helmar Frank</i>
1959	Computer-Wissenschaft Informationspsychologie	<i>Theo Lutz</i> und <i>Max Bense</i> <i>Helmar Frank</i> und <i>Felix von Cube</i>
1960	Ästhetische Maße Moderne Zeichentheorie	<i>George D. Birkhoff</i> <i>Elisabeth Walther</i> und <i>Max Bense</i>
1961	Methoden der Kybernetik Kybernetik des Lehrens u. Lernens	<i>Karl Steinbuch</i> und <i>Helmar Frank</i> <i>Felix von Cube</i>
1962	Programmieren v. Rechenanlagen Ästhet. Maß und ästhet. Information	<i>Walter Knödel</i> Promotion bei <i>Max Bense</i>

Max Bense begeisterte mich durch seine Art zu denken und zu lehren.

Max Bense ermutigte mich, neue und unkonventionelle Vorgehensweisen zu entdecken und zu erproben – und dabei kritisch und selbstkritisch zu bleiben.

Max Bense gelang es, einen Kreis junger Wissenschaftler(innen) um sich zu bilden. Ich bin glücklich, daß auch ich einige Jahre dabei sein durfte.

Max Bense veränderte und verändert mein Leben. „Ohne *Max Bense* wäre die Philosophie heute anders – *ich* aber auch.“ (*Theo Lutz*)

Max Benses Leben und Wirken blieb und bleibt mir Verpflichtung.

Ludwig Harig

Vergnügen am Begriff

Descartes bekennt getrost: Ich denke, also bin ich.
Er setzt im Zweifel an, betrachtet seinen Leib,
der sich gewaltig dehnt zum schieren Zeitvertreib –
und spürt den Geist, der sich verströmt ganz hintersinnig.

Max Bense offenbart: Ich dichte, also denk' ich,
besinnt sich auf den Grund und stärkt die Macht der Zahl.
So wird im Wechselschritt von Mitlaut und Vokal
der Sprachleib durchgeformt, leichtfüßig und gelenkig.

Max Bense und Descartes: Die Spielart der Methode
ermöglicht zweierlei, Miscelle oder Ode.
Beherzt als Steuermann, umschiffte ich das Riff.

Ich hatte zwischen Tun und Theorie zu wählen.
Die Wesensart der Zahl kehrt wieder im Erzählen.
Ich fand die Harmonie: Vergnügen am Begriff.

Maria Joannou

Begegnungen mit Max Bense

Als ich das erste Mal bei Max Bense zu Besuch war – ich glaube, es war das Jahr 1984 – fragte ich mich insgeheim, womit er sich eigentlich beschäftigte: mit Kunst oder mit Wissenschaft? Denn diese Wohnung in der Alten Weinsteige war voll mit Bildern besonderer Art, für mich damals noch fremd, Bilder, die mich zwar sofort fesselten, aber die ich nicht verstehen konnte. Ganz besonders wichtig sollten die Bilder von Almir Mavignier sein, die über der großen Tür im Wohnzimmer hingen, sagte mir Jorge Bogarin, der mich bei diesem Besuch begleitete.

Jetzt, aus Anlaß des 90. Geburtstages von Max Bense, kann ich einen Blick auf jene Zeit richten und offen gestehen, daß ich die heutige Vorliebe für zeitgenössische Malerei von ihm gelernt habe und danach weiter entwickelte. Ich glaube, er hat die Entstehung dieser Leidenschaft vorausgesehen und deshalb auch direkt unterstützt. So interpretiere ich heute das damalige Geschenk der beiden Bilder von Paul Wunderlich und Günter Neusel an uns.

Seit dieser Begegnung und bis zu seinem Tode besuchten wir die Bense/Walther oft, und mit den Jahren hatte sich eine dezente, sehr einseitige Freundschaft zwischen uns entwickelt. Ich sage „einseitige“ Freundschaft, denn Bense sprach und wir hörten zu. Es konnte nicht anders sein; mit Bense konnte man keine normale, alltägliche Freundschaft eingehen. Seine Überlegenheit war klar, und man fühlte sich schon privilegiert, wenn man außerhalb des Institutskreises zu den privat Eingeladenen gehörte.

Unsere Ankunft, die Bense immer zeitlich sehr genau wissen wollte, wurde von ihm einmal schon auf der Treppe mit einem Ausschnitt aus der „Zauberflöte“ angekündigt: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich ...“, und ich sang weiter: „O, so ein sanftes Täubchen, wär' Seligkeit für mich ...“ Die Wiederholung sangen wir im Duett: „wär' Seligkeit für mich ...“.

Es war eine schöne, bewegte Zeit, die Zeit mit Max Bense. Ich kann mich nicht erinnern, daß durch irgendeine neue Begegnung eine gleiche Ände-

rung meines Lebens eingetreten ist. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß irgendeine andere Person in meinem Kreise seine Rolle als Experte für zeitgenössische Kunst übernommen hat. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß es je anders sein wird. Und wie Max Bense sagte: „unwahrscheinliche Ereignisse sind selten“.

Fragen zum Verhältnis von Denken und Realität führten zu Max Bense. Sein Vortragsstil gab Nahrung in Form „präziser Vergnügen“ vieler Art. „Zeichenrelation als Bewußtseinsrelation“, war Benses knappe Aufforderung zur Dissertation über die Bewußtseinstheorie bei Peirce, mit der ich 1982 promovierte; in ihr hatte ich den auf Benses Anregung von mir 1980 entwickelten „Repräsentationswert“ in dessen Funktion dargestellt, Semiotizitätsstufen des Bewußtseins für die aus Peirce folgende Konzeption vergleichbar zu machen. Die Mitarbeit im Institut und in der Studiengalerie, in der zeitgenössische Kunst ausgestellt wurde und Bense die Möglichkeiten und Grenzen informationstheoretischer und semiotischer Ästhetik auslotete, prägten mich und waren für mich der Anlaß, Katalogtexte zu schreiben und Eröffnungsreden zu halten sowie dafür, daß ich wiederkehrend Vorlesungen über Ästhetik halte. Benses Theorie der Ästhetik erweist sich als das Instrumentarium, das zeitgenössischer Kunst, welche in vielfältiger Weise ihre Mittel selbst thematisiert, gerecht werden kann, denn diese Thematika sind erst mit der semiotischen Ästhetik klassifizierbar geworden. Semiotik leistete mir ferner gute Dienste in zehnjähriger Industrieberatung. Bense regte insbesondere aber meine Forschung zu naturwissenschaftlichen Grundlagen an, so daß ich u. a. Genetik hörte, um Grundlagen zur semiotischen Behandlung der Frage nach dem Ursprung der Zeichen zu legen.

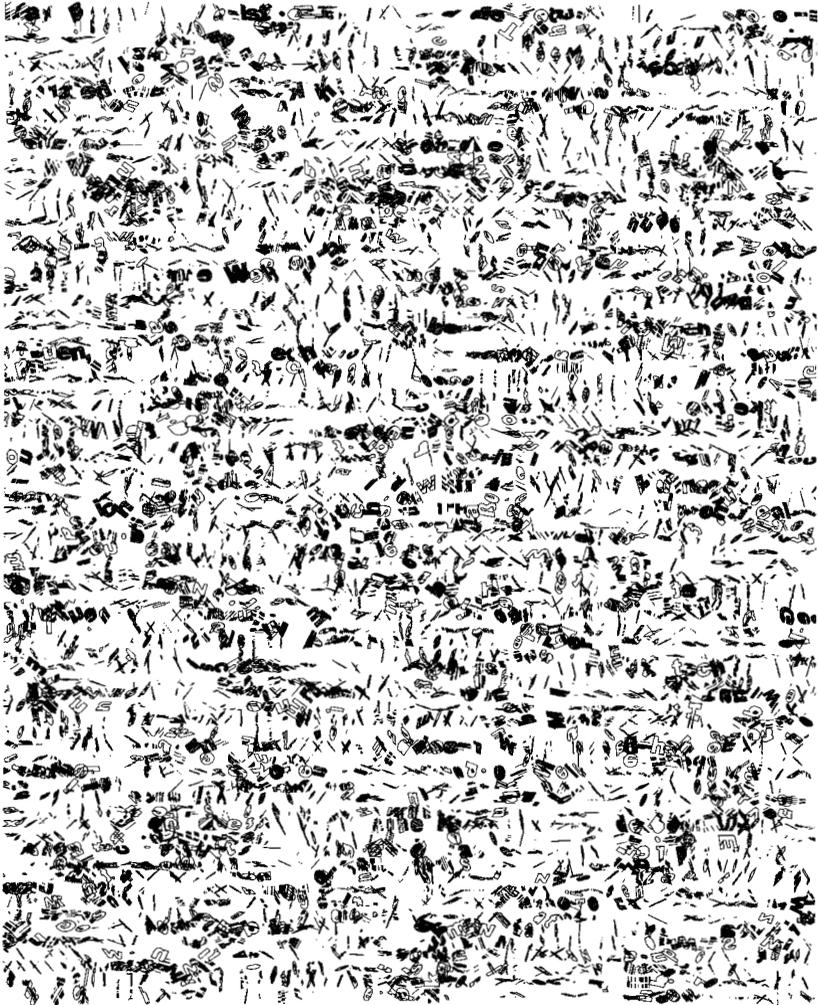
René Thom hatte 1978/79 an Benses Institut zu elementaren mathematisierbaren Mechanismen symbolischer Tätigkeiten vorgetragen. Ich übersetzte einige seiner Arbeiten über Systemeigenschaften stabilisierender algebraischer Strukturen, die in Zusammenhang mit dem von Bense beschriebenen Aufgabenfeld einer morphogenetischen Semiotik zu meiner Habilitationsschrift „Theorie und Anwendungen semio-morphogenetischer Transformationen“ 1986, führten, in der ich mich an den Morphogenesebegriff D'Arcy Thompsons anschloß und an Benses „semiotische Chreoden“ (= stabile Elemente im semiomorphogenetischen Feld analog zu Waddington), die tragend für mein theoretisches Modell u. a. zur semiotischen Analyse des genetischen Codes als „natürliches Präzeichensystem“ im

Konnex mit M. Eigens Hyperzyklus und A. Gierers Physik biologischer Gestaltbildung wurden.

Aus der Frage des genetischen sowie des kulturellen Gedächtnisses ergibt sich ein semiotischer Neuansatz zur Klärung des Verhältnisses von Zeichen und Realität sowie von Zeichen und Eigenrealität nach Bense, welcher wesentlich meine aktuellen Forschungsarbeiten zur Kognitions- und Technikphilosophie bestimmt – insbesondere zu theoretischen und praktischen Fragen der Globalisierung.

Seit 1986 habe ich als Privatdozent an Universitäten, Akademien und Hochschulen zu Philosophie, Wissenschaftstheorie und -ethik, Logik, Semiotik und Ästhetik und zu angewandten Gebieten wie Kommunikations-, Gestaltungs-, Wahrnehmungs-, Medien- und Informationstheorie; zur Geschichte der Visuellen Kommunikation und zur Ethik der Ästhetik gelehrt.

Wolfgang Kikus



Wolfgang Kikus 14.9.1994

111

Computergrafik 1994

Helmut Kreuzer

Max Bense bin ich in meinen Stuttgarter Jahren (1960–65) persönlich oft begegnet. Publikationen von ihm hatte ich natürlich schon vor 1960 kennengelernt, und ich interessierte mich auch für die späteren danach. Sie erschienen mir in gewisser Hinsicht alterslos: Bei anderen Autoren kann man gewöhnlich eine Art von Entwicklung konstatieren, von einem ‚Jugendwerk‘ über Arbeiten einer ‚Reifezeit‘ bis zu einem typischen ‚Alterswerk‘. Nicht so bei Bense: Hätten mir seine Werke ohne Copyrightvermerk zur gleichen Zeit in gleicher Form vorgelegen, wäre es mir wohl schwergefallen, sie ‚auf Anhieb‘ chronologisch richtig zu ordnen. Daß zum Beispiel die lyrischen Gedichte der 80er Jahre den semiotischen Projekten der 70er Jahre nachfolgen, widerspricht den geläufigen Vorstellungen von einer ‚organischen‘ Autorentwicklung, die von einem eher ‚persönlichen‘ zu einem eher ‚unpersönlichen‘ Schreiben führt. Noch der ‚späte‘ Bense hatte in seinen Arbeiten etwas Jugendlich-Agiles an sich, und schon der junge Bense liebte die Abstraktion oder die strikte These (nicht etwa nur das ‚Bekennnis‘ oder den ‚Ausdruck‘).

Das ist nur ein Exempel unter vielen für Benses Eigentümlichkeit, Spannungen zwischen gegensätzlichen Tendenzen in seinem Leben auszuhalten und in seinem Schaffen auszuloten. So ist er der Doppelrepräsentant der ‚zwei Kulturen‘: Er gilt als der Natur- und Technikwissenschaftler, Mathematiker und Rationalist unter den Literaturautoren und Geisteswissenschaftlern im Deutschland seiner Zeit und zugleich als der Philosoph, Ästhetiker, experimentierende Literaturautor und provozierende Literat innerhalb der naturwissenschaftlich-mathematischen Intelligenz.

Zur Frage nach den biographischen Folgen der Begegnung für mich selbst: Ohne den Wechsel von Tübingen nach Stuttgart, an den Lehrstuhl Fritz Martinis und in den Kreis um Bense, hätte ich nie einen Band über „Mathematik und Dichtung“ (in Kooperation mit Rul Gunzenhäuser, einem Bense-‚Schüler‘ jener Jahre) herausgegeben; ohne die Stuttgarter Erfahrung wäre ich schwerlich einem Ruf von Bonn (wo ich die Nachfolge Benno von Wieses angetreten hatte) an die Gesamthochschule Siegen gefolgt. Ohne die Erinnerung an Stuttgart und ohne die fortdauernde Beziehung zu Elisabeth

Walther (Benses Habilitandin und späterer Frau) wäre es mir schwerer gefallen, an der Gesamthochschule Siegen zu bleiben und von ihr aus (wie Bense in Stuttgart zum Beispiel nach Brasilien) Fäden in andere Regionen zu spinnen (zum Beispiel in die USA, nach Japan, nach Ost- und Südosteuropa). Der Gedanke an die produktive Stuttgarter Konstellation Martini/Bense spielte zum Beispiel eine Rolle bei meinem erfolgreichen Versuch, Siegfried J. Schmidt nach Siegen zu lotsen, das heißt einen habilitierten Philosophen mit literarischem Avantgarde-Ehrgeiz und empirischen und theoretischen Beiträgen zur Literaturwissenschaft und Linguistik.

Benses Fähigkeit, aktuelle Literatur und bildende Kunst in Ausstellungen und ästhetischen Experimenten zu fördern (wie es in Siegen Karl Riha tut), hat mich ebenso beeindruckt wie seine Art, im Denken und ‚Machen‘ philosophische Ästhetik, mathematische Verfahren und naturwissenschaftliche Perspektiven in formalen Experimenten miteinander in Beziehung zu setzen. Ich zweifle nicht daran, daß es auch im neuen Jahrhundert und Jahrtausend Grenzgänger zwischen den ‚Kulturen‘ geben wird, denen sein Beispiel Mut machen kann.

Kunst ist nicht konstruierbar?

Ich bin auf eine merkwürdige und tiefsinnige Aussage in „Aesthetica“ von Max Bense gestoßen. Sie machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich habe sie noch deutlich in Erinnerung.

Damals war ich in der Voreingenommenheit befangen, daß wir durch die exakte wissenschaftliche Denkweise die Kunst nie verstehen oder erzeugen können. Wenn ich Max Benses Informationsästhetik nicht gelesen hätte, würde ich die Ratio als menschliche Wesenheit kaum auf die Kunsterzeugung angewandt haben. Max Bense sagt: „... Kunst ist zufällige Mitrealität. ... Auf Grund dieses Ergebnisses der modalitätentheoretischen Überlegung sind wir berechtigt, von der prinzipiellen Nichtkonstruierbarkeit der Kunstwerke zu sprechen, denn Konstruierbarkeit deutet auf technische Seinsweise, ...“ (Aesthetica, 1965, S. 26). Diese Aussage steht aber oberflächlich in Widerspruch dazu, die Kunst durch exakte Wissenschaft zu verstehen oder herzustellen.

„Konstruierbarkeit“ bedeutet eigentlich Rationalität. Wenn ein Kunstwerk konstruktiv und programmgemäß nicht erzeugt werden kann, können wir die Existenzberechtigung der konstruktiven Kunst oder Computerkunst nicht garantieren.

Ist ein Kunstwerk wirklich nicht konstruierbar? Offen gesagt habe ich noch keine endgültige Antwort auf diese schwierige Frage. Aber ich erreiche durch Computerpraxis und -forschung die Überzeugung, daß die Kunst rational hergestellt werden kann. Ich erinnere an das Parallelenaxiom der euklidischen Geometrie. Wir gewannen eine andere Geometrie, indem wir dieses Axiom verneinten. Dürfen wir dann nicht auch unter der Bedingung der Konstruierbarkeit noch eine andere unendlich weite Kunstwelt schaffen?

Die Konstruierbarkeit der Kunst bedeutet, daß wir bei der Kunsterzeugung eine bestimmte algorithmische Prozedur vorfinden können. Wir haben heute Computerkunst, die wir durch Programme rational entwerfen. Wir dürfen das Programm als einen Algorithmus betrachten, weil dadurch jedermann die ästhetischen Objekte ohne Hilfe eines Künstlers herstellen könnte. Im allgemeinen kann der Künstler natürlich zunächst ein ästheti-

sches Objekt als Resultat nicht voraussehen. Er arbeitet anfangs mit Versuch und Irrtum. Solche Arbeitsprozesse sind auf allen Gebieten gleich. Wenn ein ästhetisches Objekt irgendwie hergestellt wird, dann können wir wirklich die Prozeduren, die eine das Objekt enthaltende unbekannte Menge ableiten, formulieren. In ihr werden wir bisher unsichtbaren Figuren und ihren Gruppen begegnen.

Max Bense hätte wahrscheinlich schon beim Schreiben seiner neuen Ästhetik eine solche Gestaltungsmöglichkeit vorgesehen.

Cornelie Leopold



Wichtige Impulse durch Max Bense, seine Theorien und seine Person, erhielt ich durch die von ihm geleistete Verknüpfung von Mathematik, Philosophie, Kunst und Literatur. Üblicherweise konnte man eigentlich nur in eine der Schubladen passen. Als jemand, der so unterschiedliche Wissenschaften wie Mathematik, Philosophie und Germanistik gleichzeitig studieren wollte, stand ich oft einem Unverständnis gegenüber. Durch die Begegnung mit Max Bense während meines Studiums in Stuttgart wurde es für mich erst möglich, die zunächst völlig disparaten Bereiche als zusammenhängende Gebiete zu begreifen.

Nach einer durch Spezialisierung geprägten Zeit wird heute wieder verstärkt ein „Studium integrale“ gefordert. Interdisziplinarität war in der Stuttgarter Gruppe um Max Bense längst Wirklichkeit, lange bevor sie heute als neu formuliertes Ziel an den Universitäten in aller Munde ist und Förderprogramme zur Interdisziplinarität eingerichtet werden.

Die von Max Bense entwickelte Semiotik ist gleichzeitig allgemeine Wissenschaftstheorie und Ästhetik. Max Benses Theorieansätze in Ästhetik, Kommunikationstheorie und Semiotik sind geeignet, die heutigen Entwicklungen in Kunst, Literatur, Kommunikation angesichts neuer Medien und Technologien zu analysieren und zu bewerten.

Eine Internetrecherche kann einen Eindruck der Rezeption von Max Bense vermitteln: Alta Vista fand 479 Web-Seiten für sie.

Die meisten Erwähnungen „Max Bense“ sind in den Zusammenhängen Experimentelle Literatur, Computerkunst, Ästhetik zu finden, da gerade hier das Internet neue Möglichkeiten bietet. Max Benses Theorien zur Informationsästhetik und zu einer allgemeinen Semiotik werden im neuen Jahrtausend auf Interesse stoßen, wenn es darum geht, die neuen Entwicklungen im Bereich der Medien, Multimedia, Hypermedia, Virtuelle Welten, Cyberspace, usw., nach einer Phase der Euphorie und des Experimentierens zu reflektieren und zu fundieren.

Max Otto Bense wurde am 7. Februar 1910 in Straßburg/Elsass geboren, sein Leben ist ein Leben der Arbeit und die Grundschule besuchen Eltern

Bense, Max, Philosoph u. Essayist. * 7. 2. 1910 Straßburg; Prof. in Stuttgart; Arbeitsgebiete: Philosophie der Technik, Naturphilosophie, Informationstheorie, Ästhetik, allgemeine Semiotik, Hptw. Hegel u. Kierkegaard 1946; Techn. Existenz 1949; „Literaturmetaphysik“ 1950; „Aesthetica“ 4 Bde. 1954-1960; „Descartes u. die Folgen“ 1955; „Einführung in die informationstheoret. Ästhetik“ 1969; 1971; „Semiotische Prozesse u. Systeme“ 1975; „Vermittlung der Realitäten“ 1976

steige 98, 7000 Stuttgart 70 (T. 0711 - 76 46 68) - Geb. 7. Febr. 1910 Straßburg, verw. - Stud. Math., Physik, Chemie, Phil.; Promot. 1937 Bonn; Hab. 1946 Jena u. Prof. LTH Stuttgart; d. Geistes 1942; Hegel 1946/49; zw. d. Kr. Vermittlung Universum Herausg. 1977 promovierte er in Bonn die wissenschaftliche Abteilung der IG-Forschung während des Krieges war D. in meteorologischen Dienst



Wissenschaftliche Leistungen gehören die Weiterentwicklung zu einer umfassenden semiotischen Theorie, die die semiotischen Ästhetik und (zusammen mit E. Walther) die Auarbeitung der Peirceschen Ästhetik und (zusammen mit A. A. Moles) Begründung der semiotischen Semiotik und deren Erkenntnistheorie.

Max Bense, Dr. phil., em. a. U. Prof.; Straßburg, 10. 8. Stock, D-7000 Stuttgart 1 (St. 7.2.10); beamt. a. U. Prof. Jena 46-48; H. Stuttgart 49-50, a. Prof. 50, o. Prof. 51; Wissenschaftstheorie, Philosophie Informationsästhetik, Texttheorie, Semiotik; Klagen 38; Geist d. 39; 40; 41; 42; 43; 44; 45; 46; 47; 48; 49; 50; 51; 52; 53; 54; 55; 56; 57; 58; 59; 60; 61; 62; 63; 64; 65; 66; 67; 68; 69; 70; 71; 72; 73; 74; 75; 76; 77; 78; 79; 80; 81; 82; 83; 84; 85; 86; 87; 88; 89; 90; 91; 92; 93; 94; 95; 96; 97; 98; 99; 100

Collage von Cornelia Leopold

Theo Lutz

Aus der Frühzeit der Textsynthese

Für Max Bense

Die Frage, zu welchen intellektuellen Leistungen ein Computer sua sponte in der Lage wäre, wurde bereits in den ersten Phasen seiner Existenz von den frühen Computerleuten heftig diskutiert. Wir nehmen Bezug auf eine im ersten Rechenzentrum der damaligen Technischen Hochschule Stuttgart installierte Z 22, die vor allem für die Abwicklung wissenschaftlicher Arbeiten benutzt wurde. Um das Jahr 1959 entwickelte sich eine heftige Debatte im Herdweg-Rechenzentrum um die Frage nach den intellektuellen Grenzen dieses Gerätes, die der Autor dieser Zeilen mit der Meinung deutlich förderte, ein Computer könne wohl bei entsprechender Programmierung auch dichten, wenn man unter einem Gedicht eine geordnete Textfolge verstehe, die entsprechend einem Gedicht aus geordneten Textzeilen mit sinnvollen Worten bestehe und die nicht vorhersagbar wären. Es entstand eine Wette mit dem Wert einer Flasche Sekt, die zwar gewonnen, aber nie eingelöst wurde! (sic transit gloria mundi!)

Wir erstellten daraufhin ein Programm, das mit Hilfe eines Zufallsgenerators aus definierten Wortgruppen nach dem Satztyp arbeitete:

Nicht jeder Blick ist nah und kein Dorf ist spät

Die weiteren Zeilen entstanden durch einen stochastischen Austausch der verfügbaren Worte aus dem jeweiligen Worttyp ad infinitum.

Beim Austesten des Programmes und der Produktion des ersten Gedichtes erschien unerwartet Max Bense mit einem Besucher im Rechenzentrum. Er studierte den eben entstehenden Output und fragte, was der Computer hier mache. Unsere Antwort war: „Er dichtet, wie Sie sehen!“ Seine Antwort darauf war sehr spontan: „Sind Sie denn verrückt geworden?“ Auf jeden Fall hatte Max Bense sofort verstanden, welches philosophische Potential hinter der Geschichte steckte. Es mußte nach seinem Wunsch sofort ein Aufsatz für den „Augenblick“ geschrieben werden (Augenblick 1,4 Dezember 1959), in dem das wohl erste stochastische Gedicht in deutscher Sprache veröffentlicht wurde.

Erhalten sind Programm und erster Print-out. Ergebnisse und Methodik über die Ausweitung der stochastischen Anwendungen der Methodik finden sich in der Anthologie für Max Bense „Muster möglicher Welten“, 1970, zum 60. Geburtstag mit einem wesentlich erweiterten stochastischen Modell und vielen Beispielen.

Hermann Marx

Begegnung nach dem Krieg

Welche Impulse bekam ein Student direkt nach dem Krieg über Fakultäts-
grenzen hinweg von der Begegnung mit Max Bense?

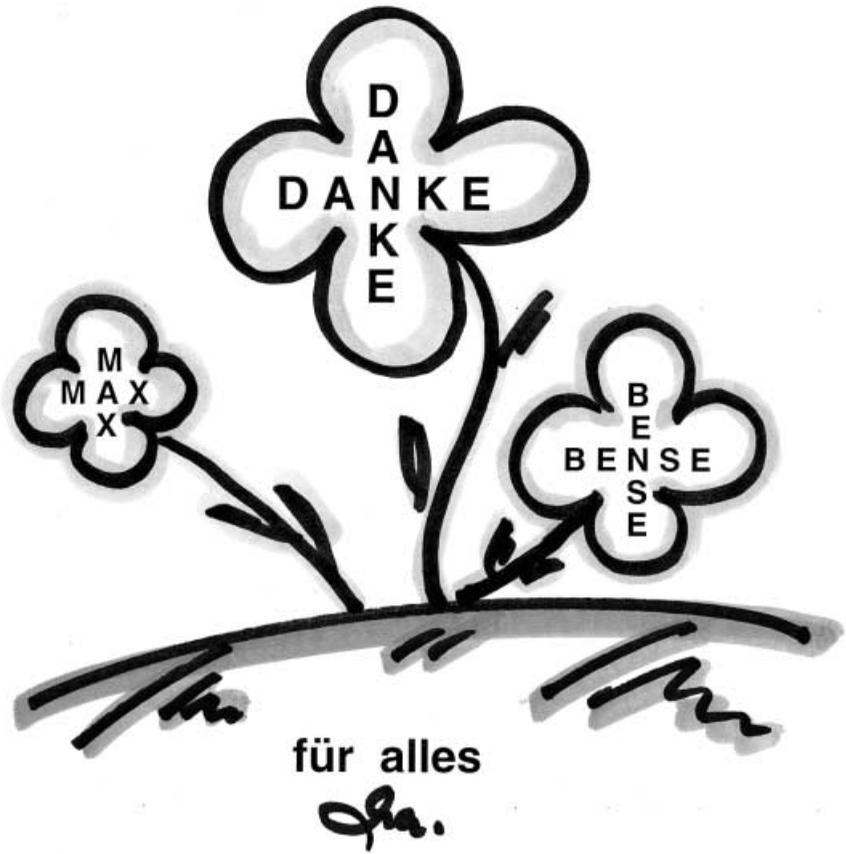
Die Persönlichkeit ist es gewesen, der jeder anheimfiel, der ihn erlebte. Der Jurastudent in Jena, der – was damals noch zu den Normalitäten studentischen Lebens und wissenschaftlicher Ausbildung gehörte – bei Max Bense saß, die Einführung in die mathematische Logik hörte, oder Modalitätenlogik und Ontologie, oder eben auch die bei ihm beinahe leidenschaftlich angelegte Geschichte der Philosophie von der Renaissance bis Kant. Was hat ihn gefesselt?

Ganz einfach: dieser Mann, der Professor, der wie ein Getriebener im Hörsaal, selbst im kleinsten, hin und her lief und damit ein unwahrscheinlich anstrengendes Mitgehen und Mitdenken forderte, um ‚dabei zu bleiben‘. Noch jetzt, Jahrzehnte danach, bleiben die Gespräche über die erlebte Studentenzeit damals in Jena, beim Hineinwachsen in eine neue, den Krieg überlebende Zeit, bei Max Bense hängen, über die Fakultäten damals und die Berufsfindung danach hinweg.

Dieser Mann hat uns ja nicht nur philosophische, geisteswissenschaftliche Grundkenntnisse vermittelt. Er hat uns auch die Bedeutung eigenen Denkens in einer so bewegenden Zeit nahegebracht. Im Streitgespräch über den damals aufkommenden neuen geistigen Totalitarismus unter den Marxisten. Das hatte er mit sehr viel Standfestigkeit und persönlichem Geschick bereits als Kurator der Universität Jena 1945/46 getan, die Besatzungsmacht immer als mißtrauischen Beobachter hinter sich. Und so war es für diese erste Zeit der Bürgerlichen Universität Jena nach dem Krieg nur zu verständlich, daß Max Bense, und zwar auf persönlichen Vorschlag von Landespräsident Dr. Rudolf Paul, zusammen mit Ricarda Huch, Professor Lange, dem Dekan der Juristischen Fakultät, und einer Gruppe von „hervorragenden Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben“, zu der auch Theodor Plivier und Landesbischof Mitzenheim gehörten, in die Beratende Landesversammlung von Thüringen berufen wurde.

Seine scharfsichtig-kritische Beobachtung der geistig-politischen Welt ist in einer großartigen Parodie nachzulesen, in „Bonaventuras Reden über die deutsche Intelligenz“ und hier die Rede Bonaventuras an die Affen „Nach der Sintflut“. Mit einer philosophisch-ironischen Nachzeichnung der „Moral der Affen“ wird der Weg aus der Zeit des Krieges (der Sintflut) nachgestellt.

„Wer wollte leugnen, daß das, was man eine pharisäische Gesinnung nennt, nichts anderes ist als diese Moral der Affen, gute Turner zu sein und ein gutes Gleichgewicht über der Ewigkeit zu halten?“



Frieder Nake

Anekdotisch. Melancholisch

Als ich mich erstmals um eine Stelle als Hochschullehrer bemühte, mußte diese einen geisteswissenschaftlichen Aspekt umfaßt haben. Deswegen fragte ich Max Bense, ob er bereit sei, als möglicher Gutachter genannt zu werden. Besondere Lust scheint er dazu nicht verspürt zu haben. Aber bereit war er: „Schreiben Sie mal eine Vorlage“, meinte er weise. Ich habe etwas Wichtiges gelernt und mich dann doch in die Informatik hinein bewegt.

Als ich, einige Zeit davor, meine Promotion in Mathematik abgeschlossen hatte, muß ich stolz gewesen sein und relativ hochfliegende Ambitionen gepflegt haben. Ohne irgendeinen Nachweis philosophischer Qualifikation, lediglich mit der Begeisterung des Zuhörens in Benses Vorlesungen ausgestattet, ging ich zu ihm mit dem Ansinnen, eine zweite Dissertation, unter seiner Obhut, zu verfassen. Mit irgend etwas über Computerkunst müßte das doch gelingen. Etwas vage müssen Max Bense meine Vorstellungen erschienen sein. „Kommen Sie dann mal wieder ...“, meinte er. In dieser Sache bin ich nicht wiedergekommen. Später dachte ich manchmal, ich hätte es tun sollen. So aber habe ich mich der Stuttgarter Schule zugehörig gefühlt, jedoch als von außen kommend empfunden.

Sehe ich es recht, so gibt es in den letzten Jahren in vielen Belangen eine große und wachsende Aufmerksamkeit für Peirce. In den USA findet man Kompendien seiner Schriften. Niemand erinnert sich daran, daß Bense in der BRD der erste war, der die Peircesche Semiotik lehrte. Die digitalen Medien, die allgemeine semiotische Prägung der postmodernen Gesellschaft dürften der Grund für das Interesse sein. Was für einen Vorteil besitze ich, weil ich das Glück hatte, von Max Bense immer wieder über das Zeichen und seine Triaden und Trichotomien gehört zu haben, und über die Kommunikation in semiotischer Hinsicht, über die Kunst als Zeichen eigener Art, über die Realität, die mit der Realität kommt.

Informatik erweist sich heute, davon bin ich fest überzeugt, als Technische Semiotik. Die interaktive Verwendung des Computers läßt sich semiotisch

sehr rund erfassen. Dinge auf und im Computer besitzen eine semiotische Doppeleristenz. Wesentliches, um zu verstehen, was geschieht.

Die Semiotizität und die Fragilität der technischen Welt, die Lust an der Anstrengung des Begriffs, die Erotik der Wörter und das Eins von Leib und Geist – die habe ich von Max Bense. Mein Leben als Wissenschaftler und Hochschullehrer gäbe es nicht ohne ihn und gäbe es so, wie ich es heute, selbst älter werdend, auffasse, nicht ohne ihn. Wenn sich die semiotische Sicht auf die Informatik als die tragfähigste durchsetzen wird, so ragen seine Gedanken ins nächste Jahrtausend. Ich vermute, es gibt keine Vorlesung, in der ich nicht auf Max Bense zu sprechen kommen müßte, das radikale Wörterwesen, das ich in rastlosem Gang vor mir sehe.

Wendelin Niedlich

ich denke oft an max, höre ihn „niedlich“ sagen, zugegeben immer ein wenig schulvormundmässig. nur wenig kann ich sagen über die „innovative redundanz“ und andere mir fremde worte und bilder seiner gedankenwelten. trotzdem hat max bense mein gesamtes geistiges leben hier in stuttgart beeinflusst und verändert. nur mit mühe konnte ich vor mir selbst einigermaßen bestehen, wenigstens damit, daß ich 1960, vor erreichen der stadtgrenzen stuttgarts, aus kirche und frömmigkeit ausgetreten war.

so wähnte ich mich ein wenig ebenbürtig, lauschte seinen worten mit offenem mund und ohr, sah ihn auf und ab gehen da oben auf dem kathedr, wie bei einem tennisspiel, die stoppbälle eingeschlossen. wenn ich mit einem gewaltigen satz sehr viel oder alles überspringe, bin ich schon jetzt im jahre seines todes angekommen.

das begräbnis hat mich aufs innerste berührt, und die tränen kamen, nicht genau wissend, ob ein gut teil herrührte von der tatsache, daß bei der kleinen feier so wenig feind und freund erschienen waren.

ich dachte, nur mozart hatte noch weniger gäste im angesicht des sterbens oder der blindheit des todes.

Francis Schwanauer

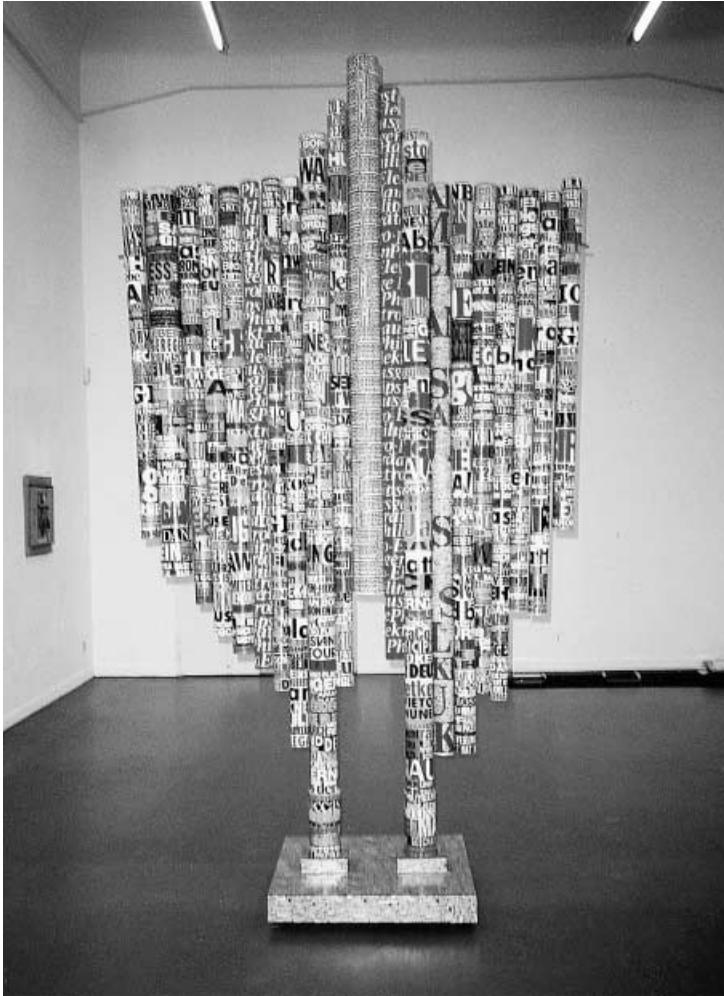
Information qua gravitation and photon is mass of shared consciousness

- a. The communication of the informer and the informed is the consciousness of self-inclusive third who exceeds either by the other and both of these in memory and plot.
 - b. Information qua gravitation. Just as photon lacks its own (rest) mass, and hence, must absorb or borrow the same from the informer and the informed, thus tying these two within the supervening consciousness by means of a partial overlap into one communication.
 - c. Qua gravitation information is partial identity (or overlap) of the informer with the informed in space, i.e., universal.
 - d. Qua photon information is partial identity (or overlap) of the informer with the informed in time, i.e., causal nexus.
 - e. Since choice presupposes distinction which depends on composition, therefore preference transcends the sum of the parts of the preferred.
 - f. Consciousness is locked into the reality of itself as a spatial relation and thus has no access to cause and effect qua trace and possibility of itself as a temporal relation, except by means of analogies, models, and lemmas of such qua spatial relation. Therefore no consciousness is short of its brain.
 - g. The rate of transformation of consciousness as a 'relation' corresponds to the speed of its moving 'relata', which is inversely proportional to their mass and confined to the speed of light as divided by two to allow for the time of choice among the possible qua analogy to be actualized.
1. being conscious is gravitation {electromagnetism and the rest of our forces}, so
 2. communicating is being attracted {repulsed etc.},
 3. and information (i.e., informing and being informed) gravitation (photon etc.).

This is an abstract, published by Journal of Consciousness Studies, 1997, which is taking Bense's *Informationstheorie* into quantum neurodynamical approaches to consciousness. He must have guessed at the importance of his work for our present times.

Karel Trinkewitz

Wortorgel für Max Bense



Harry Walter

Anonymer Druck und vertikales Gewerbe Eine Fiktion

In memoriam VW-Hahn-Hochhaus

Der Fahrstuhl ist ein gelungener Kompromiss zwischen dem Abenteuer der Seilschaft und dem Stumpfsinn der Warteschlange. Als domestiziertes Kabinengeschoss pendelt er hin und her zwischen den Versorgungsräumen des Kellers und dem urbanen Panorama der Aussichtsplattform. Auf eine unüberbietbar eindeutige Weise wird der Verkehr dabei durch Knopfdruck geregelt. Im Gegensatz zum okkulten Levitationserlebnis führt die Fahrt mit dem Aufzug jedoch nur in Ausnahmefällen zu einer gesteigerten Form der Selbsterfahrung. Dann allerdings zumeist auf traumatische Weise.

Mit dem Fahrstuhl ist nämlich nicht nur der vertikale Verkehr erfunden worden, sondern auch sein Steckenbleiben. Als Folge einer technischen Embolie zwischen den Stockwerken steckenzubleiben ist vielleicht der banale Unfall schlechthin. Ungleich dem Versinken, dem Entgleisen, dem Zusammenstoßen oder dem Abstürzen kann es hier prinzipiell keine Außenansicht des Geschehens geben und folglich außer den Beteiligten auch kein Publikum. Die Situation ist peinlich und das gleich im doppelten Sinn: Während die Fahrgäste schon beim normalen Verkehr die plötzliche Nähe wildfremder anderer Menschen nur durch einen psycho-physischen Abkapselungsvorgang ertragen können und schließlich durch die eigenen Augen wie durch ein künstliches Fenster blicken, müssen sich nun, da Notstand und Handlungszwang herrschen, die nach innen gefalteten Subjekte aus ihrer künstlichen Nullstellung befreien und gleichsam ruckartig als soziale Wesen in Erscheinung treten. Ein in seiner Unvermitteltheit recht eigentlich hässlicher Vorgang, der zunächst einmal ironisch überspielt werden muß, bevor sich die allgemeine Vernunft durchsetzt und den roten Alarmknopf drückt.

Wenn dann allerdings nach einer gewissen Wartezeit keine Hilfe von außen kommt und auch durch Rütteln, Klopfen und Schreien nichts zu bewegen ist, könnte zwar aus Platzgründen keine gewöhnliche Panik ausbrechen – mit übereinanderpurzelnden Leibern und totalem Orientierungsverlust,

wohl aber eine moderne Stau- oder Implosionsform davon: die retrograde Verzweiflung.

Auch der zufällig anwesende Professor vom Institut für Leichtsin und Schwerkraft hätte es in diesem eng dimensionierten Raumquader schwer, mit seinem aufs Weltganze und auf riesige Hörsäle berechneten Begriffswerkzeug etwas zur Klärung der verworrenen Situation beizutragen. Das philosophische Vokabular ist bekanntlich nicht auf die Wechselfälle des täglichen Lebens zugeschnitten und noch weniger auf die Möglichkeit einer praktischen Intervention im kleinen Maßstab. Andererseits würde er seine nun enger denn je um ihn versammelte Studentenschar – die ihm so viele interessante Begriffspaare verdankt – bitter enttäuschen, wenn er nicht wenigstens den Versuch unternehmen würde, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln wenigstens die gemeinsame Wartezeit zu verkürzen.

Unter dieser ganz speziellen Zwecksetzung sähe er sich wohl dazu verpflichtet, die naheliegende These von der Abgründigkeit des menschlichen Daseins erst einmal auf ihren verborgenen Unterhaltungswert hin abzuklopfen. Ein in der Geschichte der neueren Philosophie durchaus einmaliger Vorgang.

Ilse Walther-Dulk

Hommage für Max Bense

Suzette en Provence

Mauern aus Mauern
über Mauern
Zypressen und Zypressen
neben Zypressen
Lilien an Lilien
Zikaden, Zikaden
Und wieder Zikaden

Mistral

Und überall
Azur aus Azur
Über Azur

Azur
Azur

Barbara Wichelhaus

Zum Nichtgebrauch

„Für B.W. zum Nichtgebrauch“, hat mir Max Bense 1976 in das Buch „Semiotik. Allgemeine Theorie der Zeichen“ hineingeschrieben, erschienen 1967.

Buch und Widmung erinnern mich an den tragischen Verlust meiner gesamten damaligen Benseliteratur, sechs Werke, alle Bücher vom Autor signiert, die ich als übereifrige Promoventin auf eine Urlaubsreise nach Frankreich mitgenommen hatte. Wenige Minuten mangelnder Wachsamkeit – der Gang vom Auto zum Hotel mit einem Teil des Gepäcks – reichten für den Diebstahl der Bücher aus; für die Diebe ein wertloser Fund, für mich ein unersetzbarer Verlust.

Was mir den Mut gab, das Buch „Semiotik. Allgemeine Theorie der Zeichen“, das noch im Handel erhältlich war, erneut mit der Bitte um eine Signatur vorzulegen, weiß ich nicht. Es ist das einzige signierte Werk von Max Bense, das ich heute besitze.

Die eigenartige Widmung konfrontiert mich jedoch nicht nur mit meinem damaligen leichtsinnigen Umgang mit unersetzlicher, signierter Benseliteratur, sondern auch mit Max Bense und seiner Art, wissenschaftliche Forschung und deren Ergebnisse als dynamische Systeme zu begreifen. „Zum Nichtgebrauch“ war eine implizierte Verweisung auf den aktuellen Forschungsstand der Semiotik auf neuere Publikationen; auf: „Semiotische Prozesse und Systeme“ (1975) und „Vermittlung der Realitäten“ (1976); auf Weiterentwicklungen der Theorie, die in dem signierten Buch noch nicht aufgenommen waren.

Die Empfehlung der Widmung konnte ich jedoch nicht unmittelbar umsetzen. Meine wissenschaftlichen Studien galten damals der Fundierung der Kunstpädagogik, um im Sinne von Max Bense den Anwendungsaspekt der Semiotik zu erweitern und zu legitimieren. Dafür war zunächst der „Gebrauch“ der Semiotik zu erlernen. Die Allgemeine Theorie der Zeichen, in den frühen Schriften von Bense grundgelegt, war wegweisend, um die komplexe semiotische Theoriebildung verstehen und anwenden zu können.

Mein persönlicher Weg im Umgang mit der Benseschen Literatur und seiner Widmung war pädagogisch motiviert, vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Komplexen usw. Später habe ich dann auch semiotisch-erkenntnistheoretische Einsichten auf diese Widmung anwenden können.

Nichtgebrauch setzt die Kenntnis des Gebrauchs voraus – ein Hinweis von Bense auf die Genese von Wissenschaften, deren historische Positionen in den aktuellen involviert sind.

Barbara Wörwag

Zum Glück bleibt auch das Unbegreifbare einer menschlichen Beziehung über den Tod hinaus lebendig und wirksam: Seit meiner ersten Begegnung mit Max Bense im Jahr 1983 galt meine Faszination und Bewunderung seiner Ratio und seinem höchst intellektuell bestimmten Suchen nach Erkenntnis. Diesem Prinzip blieb er treu, und voll spannender Kraft vermittelte er bis zuletzt Aussagen in Wort und Schrift, die mich bis heute beschäftigen.

Im Zentrum seines Denkens stand die mit Elisabeth Walther zur exakten Wissenschaft entwickelte Semiotik. Gerade dieses Instrumentarium wurde mir unverzichtbar bei der Orientierung in dieser Welt – ja nachgerade zur Weltanschauung – besonders in dem, was Max Bense unter Unendlichkeit oder Kosmos verstand.

Von unschätzbarem Wert sind mir Max Benses Thesen zur Kunst, dargelegt in seiner Aesthetica. Er plädierte dort für die mathematische Denkweise in der Kunst. Das heißt nicht, wie oft irrtümlich angenommen, daß es ihm um errechnete Kunst gegangen wäre, vielmehr um eine Kunst aus Gefühl, Erfahrung und Denken, entsprechend der Kategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit, wie sie in der triadischen Zeichenrelation untrennbar miteinander verbunden sind.

In der später entwickelten semiotischen Konzeption stand der Zeichencharakter des Kunstwerks im Mittelpunkt. Max Bense hat in diesem Zusammenhang den Begriff der „Eigenrealität“ geprägt, semiotisch repräsentiert mit der identisch einen Realitätsthematik bzw. Zeichenklasse 3.1. 2.2 1.3. Das Primäre ist stets die abstrakte Intention oder Idee im Bewußtsein des externen Interpretanten, des Künstlers. Die konkrete und materiale Realisierung in Raum und Zeit erfolgt unter dieser Leitidee durch eine singuläre Selektion und Distribution der Mittel.

Daß diese zeichentheoretische Bestimmung als Fundament jedes ästhetischen Prozesses gelten kann, wird durch die Kunstpraxis immer wieder bestätigt. Mit Worten des Konkreten Günther Ücker, der mir vor kurzem begegnete, wird die Kreation in analoger Weise beschrieben: „Der Künstler findet eine Vielzahl von Formationen, von Strukturen, die sich ihm zu Zei-

chen bilden und die er zu bestimmen vermag. Er ist Dirigent eines schöpferischen Vorgangs. Es gilt die Wahl zu treffen in der Differenziertheit des Geschehens, den Fluß fließen zu lassen und sich getragen zu sehen, den Raum zu erforschen, ihm zeitliche Deutung zu geben. Lassen wir Zeichen zurück, sich verschiebend, verwischend, verlassen wir die Welt der Gegenstände ...“ Hier läßt sich Max Benses Gedanke der „Mitrealität“ des Kunstwerks unmittelbar anfügen: „Was da ist, ist in seiner Weise da. Die physikalische Welt ist real da. Die ästhetische Welt ist nicht nur real da, sie verweist auf einen neuen Modus des Seins. Die Differenzierung des Seins hat eine ästhetische Fortsetzung. Die Ästhetik ist im wahren Sinne des Wortes eine Analysis des Seins, deren Ergebnis die Kunstwerke sind.“ (Max Bense, Aesthetica).

Xu, Hengchun

Max Bense in China

Wenn dieses Thema ins Blickfeld gerät, stellt sich eine Frage: Wie? Ist Professor Bense einmal in China gewesen? Die Antwort ist sicherlich „nein“, aber der wissenschaftliche Einfluß von Max Bense auf chinesische Leser wird gewiss immer größer, denn der Name Max Bense wurde durch sein Werk in China immer mehr verbreitet.

Schon in den achtziger Jahren habe ich die Ansichten Max Benses über industrielles Design, die sich auf die semiotische Ästhetik und die ästhetische Gestaltung der Produkte beziehen, in seinen theoretischen Werken kennengelernt. Das interessierte mich so sehr, daß ich mich 1988 mit Professor Bense in Verbindung setzte. Er schickte mir daraufhin sein Werk „Zeichen und Design“ mit der Post. Dieses Buch erweiterte unseren theoretischen Horizont. Glücklicherweise hatte ich im nächsten Jahr Gelegenheit, als Austauschwissenschaftler nach Deutschland zu fliegen und an der Universität Stuttgart Vorlesungen von Professor Bense zu hören.

Die Zeit, die ich mit Professor Benses Familie verbrachte, hat bei mir schöne Erinnerungen hinterlassen. Max Bense war Philosoph, aber auch ein Dichter. Nach dem Familienessen trug er uns seine Gedichte vor. Als Gegenleistung konnte ich nur ein Gedicht von Li Taibai übersetzen und vorlesen.

Am Sonntag läuteten die Glocken der Kirche gegenüber. Wir unterhielten uns auch über Religion. Max Bense und Elisabeth Walther sind beide Atheisten wie ich. Es machte mir Spaß zu sagen: „Ich füge mich nicht in das Schicksal, sondern glaube an meinen Kampf“, natürlich dachte ich dabei nicht an Hitlers „Mein Kampf“, sondern an unseren Kampf, das heißt an die Erforschung des Gebietes der semiotischen und der Design-Ästhetik.

Bei der Feier zum 80. Geburtstag von Max Bense überreichte ich ihm ein chinesisches Rollenbild, dessen Motiv war „Die Augen sind erfüllt vom Schein der grünen Berge im Abendsonnenlicht“. Die Berge sind ein Symbol des beständigen Riesen.

Ich habe „Zeichen und Design“ von Max Bense und „Allgemeine Zeichenlehre. Einführung in die Grundlagen der Semiotik“ von Elisabeth Walther ins Chinesische übersetzt und beide in einem Band in China veröffentlicht. Dieses Buch wurde von den Chinesen gelesen, und einige Gelehrte haben mir geschrieben, sie hielten es für eines von seltenem wissenschaftlichem Wert. Es ist auch ein Andenken an Professor Max Bense.



9. 2. 1990 (letztes öffentliches Foto)

Verzeichnis der Anschriften der Redner und Text-Autoren

Prof. Dr. Rul Gunzenhäuser *Manosquer Str. 41, 70771 Leinfelden-Echterdingen*

Prof. Dr. Günter Pritschow *Rektor der Universität Stuttgart*

Prof. Dr. Horst Thomé *Dekan der Fakultät für Philosophie der Universität Stuttgart*

Prof. Dr. Christoph Hubig *Leiter der Abteilung Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie der Universität Stuttgart*

Prof. Dr. Günter Ropohl *Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main*

Prof. Dr. Elisabeth Walther-Bense *Heubergstr. 43, 70188 Stuttgart*

Dr. Udo Bayer *Weißdornweg 7, 88471 Laupheim*

Georg Bense *Birkenstr. 11, 66129 Saarbrücken*

Prof. Dr. Hans Brög *Aachener Weg 21, 41747 Viersen*

Prof. Dr. Felix von Cube *Kirchstr. 15, 69151 Neckargemünd*

Prof. Dr. Helmar Frank *Kleinenberger Weg 16A, 33100 Paderborn*

Dr. Rolf Garnich *Im Gaugenmaier 22, 73730 Esslingen*

Prof. Dr. Matthias Götz *Ernestusstr. 1, 06114 Halle/Saale*

Ludwig Harig *Obersdorfstr. 36, 66280 Sulzbach*

Maria Joannou *Waldstr. 10, 79280 Au*

PD Dr. Angelika Karger *Gaishammerstr. 15, 70186 Stuttgart*

Wolfgang Kiwus *Alexanderstr. 78, 70182 Stuttgart*

Prof. Dr. Helmut Kreuzer *Ludwigstr. 38, 57076 Siegen*

Prof. Dr. Koji Kusabuka *Toyogaoka 3-5-1-404, Tama-Shi, Tokyo 206-0031 Japan*

Ak. Dir. Cornelia Leopold *Am Birnbaum 3, 67731 Otterbach*

Prof. Dr. Theo Lutz *Eichenweg 18, 73732 Esslingen*

Hermann Marx *Zanderstr. 2, 53117 Bonn*

Prof. Dr. Siegfried Maser *Roonstr. 22, 42115 Wuppertal*

Prof. Dr. Frieder Nake *Großbeerenstr. 37, 28211 Bremen*

Prof. Dr. Georg Nees *Im Heuschlag 13, 91054 Erlangen*

Wendelin Niedlich *Reinsburgstr. 53, 70178 Stuttgart*

Prof. Dr. Francis Schwanauer *4 Woodmont Street, Portland, Maine 04102,
U.S.A.*

Karel Trinkewitz *Holsteiner Chaussee 337, 22457 Hamburg*

Harry Walter *Wildunger Str. 87, 70372 Stuttgart*

Prof. Dr. Ilse Walther-Dulk *Hugo-Eckener-Str. 9, 70184 Stuttgart*

Prof. Dr. Barbara Wichelhaus *Aachener Weg 21, 41747 Viersen*

Dr. Barbara Wörwag *Rottannenweg 15, 70184 Stuttgart*

Prof. Xu Hengchun *7, Yingshui Road, Tianjin, China*

Die Bände 1 bis 38 der Schriftenreihe „Reden und Aufsätze“ erschienen im Zeitraum 1924 bis 1971.

1991 wurde die Reihe fortgeführt:

- Band 43/1993** Käte Hamburger. Reden bei der Akademischen Gedenkfeier der Universität Stuttgart für Frau Prof. Dr. phil. habil. Käte Hamburger am 8. Dezember 1992. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 44/1993** Baukultur und Technikfolgen. Vorträge, gehalten beim Fakultätsabend der Fakultät Bauingenieur- und Vermessungswesen aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr.-Ing. Volker Hahn. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 45/1993** Erstes Stuttgarter Bildungsforum. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 18. Juni 1993. Hrsg. von Andreas Reuter
- Band 46/1994** Jürgen Joedicke: Architekturlehre in Stuttgart. Von der Real- und Gewerbeschule zur Universität
- Band 47/1994** Hans L. Merkle. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß der Ernennung von Prof. Dr. h. c. Hans L. Merkle zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart. 4. Februar 1994. Hrsg. von Heide Ziegler
- Band 49/1995** Artur Fischer. Reden beim Symposium aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Senator E. h. Prof. Dr. phil. h. c. Artur Fischer durch die Universität Stuttgart am 9. Dezember 1994. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 51/1995** Zweites Stuttgarter Bildungsforum. Orientierungswissen versus Verfügungswissen: Die Rolle der Geisteswissenschaften in einer technologisch orientierten Gesellschaft. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 27. Juni 1994. Hrsg. von Ulrich Engler
- Band 52/1996** Richard von Weizsäcker. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß der Ernennung von Dr. Richard von Weizsäcker zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart. 18. Dezember 1995. Hrsg. von Heide Ziegler
- Band 53/1996** Richard Döcker (1894–1968). Ein Kolloquium zum 100. Geburtstag. Hrsg. von Dieter Kimpel und Dietrich Worbs

- Band 54/1996** Mäzene, Stifter und Sponsoren. Symposium anlässlich des 70. Geburtstags von Dr. Dr. h. c. Marcus Bierich. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 3. Mai 1996. Hrsg. von Heide Ziegler
- Band 55/1996** Christian Menn. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Prof. Dr. sc. techn. Christian Menn durch die Universität Stuttgart am 2. Februar 1996. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 57/1998** Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. Günter Pritschow. Reden zur Amtseinführung als Rektor der Universität Stuttgart am 6. November 1996. Hrsg. von Ulrich Sieber
- Band 58/1998** Hideo Nakamura. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr. Ing. E. h.) an Prof. Dr.-Eng. Hideo Nakamura durch die Universität Stuttgart am 24. Oktober 1997
- Band 59/1998** Mamoru Kawaguchi. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr. Ing. E. h.) an Prof. Dr.-Eng. Mamoru Kawaguchi durch die Universität Stuttgart am 24. Oktober 1997
- Band 61/1999** Drittes Stuttgarter Bildungsforum. Kolloquium „Ingenieur-ausbildung im Umbruch“ am 13. November 1998. Hrsg. von Dieter Fritsch und Christoph Hubig
- Band 62/2000** Ehrungen 1998 und 1999. Fakultät Bauingenieur- und Vermessungswesen
- Band 63/2000** Ortsnamenforschung in Südwestdeutschland. Eine Bilanz. Festkolloquium anlässlich des 65. Geburtstages von Dr. Lutz Reichardt am 10. Dezember 1999. Hrsg. von Ulrich Sieber
- Band 64/2000** Zum Gedenken an Max Bense. Reden und Texte an seinem 90. Geburtstag